8 2. Märzheft 1958

ILLUSTRIERTE

ZEIT IM BILD

ZB

Foto Buschmann

Manege

Magier

Motoren

Zum Gastspiel des rumänischen Staatszirkus, Seite 8

DAS SCHÖNE FOTO

Tauwetter am Teich
Foto P. Menge, Mühlhausen / Thür.

DAS INTERESSANTE FOTO

Nächtlicher Kehraus
Foto Einhorn, Prag

Man sollte mal DARÜBER SPRECHEN

Gift in der Bratpfanne

Es gibt noch Menschen bei uns, denen selbst im Schlaf der Gedanke ruhige Zufriedenheit auf die satten Züge malt, daß im Westen eben doch alles besser, schöner, größer sei. Der Schnee ist „drüben" weißer, die D-Züge fahren dort schneller, die Hotelbetten sind weicher — und natürlich schmecken die Lebensmittel viel, viel besser. Auch Wurst und Fleisch! Auch Wurst und Fleisch?

Zwar läßt sich seit alters her über Geschmack streiten. Darum geht es uns aber nicht. Auch nicht darum, daß wir den Schlaf einiger Mitbürger stören wollen. Nur kann man schlecht auf zarte Gefühle Rücksicht nehmen und auf eherne Vorstellungen vom schöneren, goldeneren, besseren Westen, wenn folgende Tatsachen im wahrsten Sinne des Wortes zum Himmel stinken:

- 20 Menschen sind in Westdeutschland bereits am Genuß von mit Natriumnitrit präparierten Fleisch- und Wurstwaren gestorben.
- Allein im Bereich des Oberlandgerichts Stuttgart sind bisher über 500 Schlächter und Händler ermittelt worden, die Natriumnitrit in Fleisch- und Wurstwaren gemischt haben, um ihre Waren besonders frisch erscheinen zu lassen und im Konkurrenzkampf bestehen zu können. 35 Verhaftungen mußten bereits vorgenommen werden.
- Neben Großschlächtereien und Gewürzhändlern ist ein sehr hoher Vertreter des Berufsverbandes der Schlächter in den Skandal verwickelt.
- Zwei Gramm Natriumnitrit können bereits zu schweren Vergiftungen führen — vier Gramm genügen, um einen Menschen ins Grab zu bringen.

Hausfrau Hespeler

Alle Möglichkeiten des „Wirtschaftswunders" ausschöpfend, haben also gewissenlose Elemente aus niedrigster Gewinnsucht der westdeutschen Bevölkerung jahrelang mit Chemikalien „verschönte" Fleischwaren aufgehalst.

Der ganze Fall war ins Rollen gekommen, als die Stuttgarter Hausfrau Ursula Hespeler im Herbst 1957 sich eines Morgens darüber wunderte, daß ihr am Vortage gekauftes Hackfleisch über Nacht nichts von seiner schönen roten Farbe eingebüßt hatte. Das erschien der aufmerksamen Hausfrau selbst im wundersamen Wirtschaftswunderstaat als ein allzu großes Wunder. Sie meldete ihre Wahrnehmungen. Kontrolleure und Chemiker fanden bald heraus, daß in Stuttgarter Betrieben „ein sehr gefährliches Mittel" bei der Herstellung von Wurstwaren verwendet wurde. Einen Monat später stand fest, daß Stuttgarter Metzger ihren Waren in den letzten zwei Jahren insgesamt rund 40 Zentner Natriumnitrit beigemengt haben. 54 Kilogramm des Giftes fand man, unter Pappkartons versteckt, beim Metzgereibedarfsgroßhändler Dornfried in Stuttgart.

In bunt schillernder Verpackung, mit viel Stanniolpapier und Zellophan, unter marktschreierischen Etiketten wurden den westdeutschen Hausfrauen Waren angeboten, die für den menschlichen Genuß schädlich sind. Zwar versucht die Stuttgarter Fleischerinnung, jetzt — nach Aufdeckung des Skandals — die ganze Angelegenheit zu verniedlichen, indem sie verlauten läßt, es sei „in der Praxis unwahrscheinlich", daß ein Wurst- oder Fleischesser die gefährliche Dosis von 0,5 Gramm zu sich nehme. Aber solche Beschwichtigungsversuche können nicht verkleistern, daß unter kapitalistischen Verhältnissen Gesundheit und Leben der Menschen den herrschenden Klassen einen Dreck wert sind. Zuerst kommt das Geschäft, der Sieg über die Konkurrenz, der Profit! Das ist keine neue Weisheit; Karl Marx hat darüber schon vor 110 Jahren geschrieben. Aber solange nicht überall in der Welt die Verhältnisse geändert sind, darf man nicht müde werden, immer und immer wieder darüber zu sprechen. Auch wenn eine ganz unprosaische Leberwurst der unmittelbare Anlaß dazu ist!

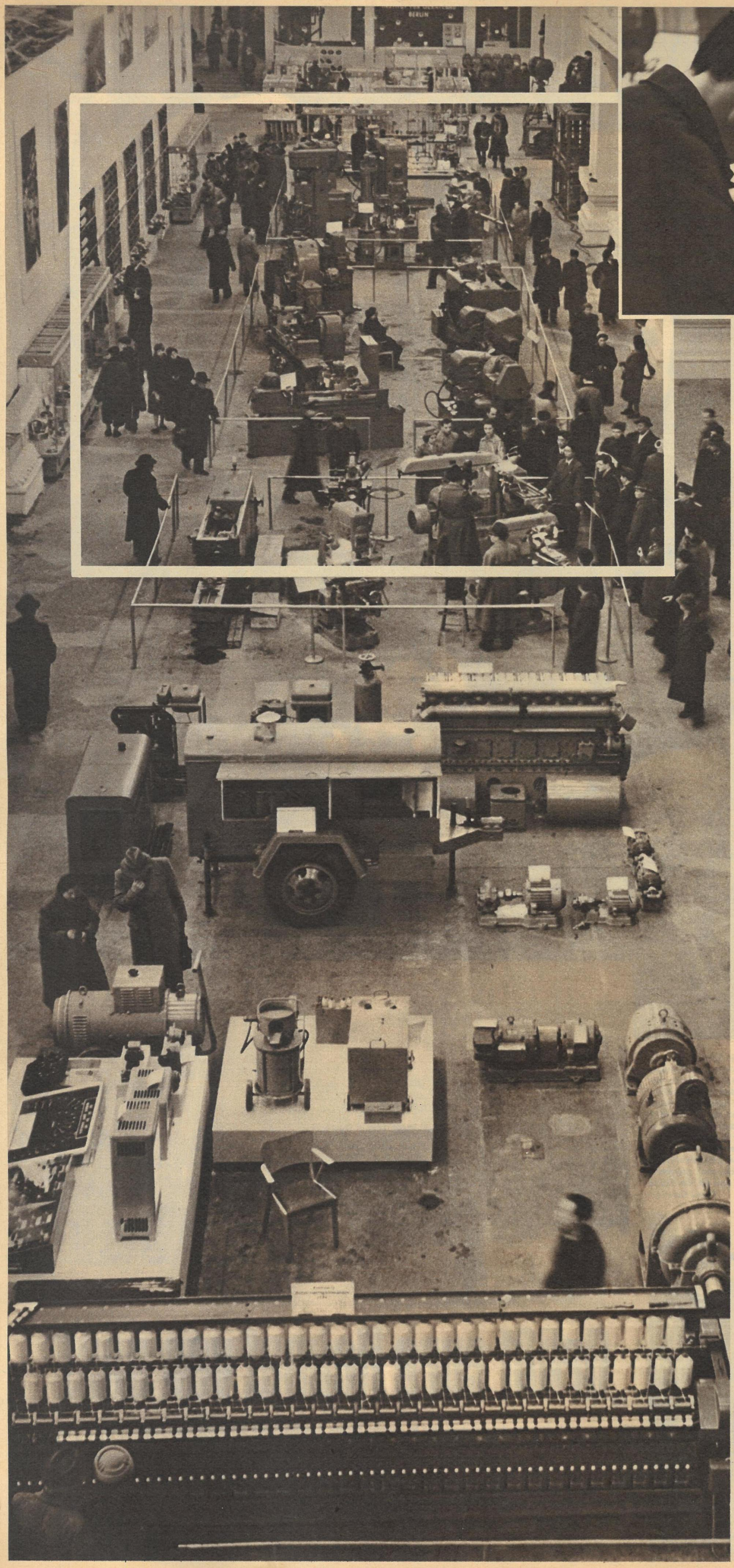
Rudolf Röhrer

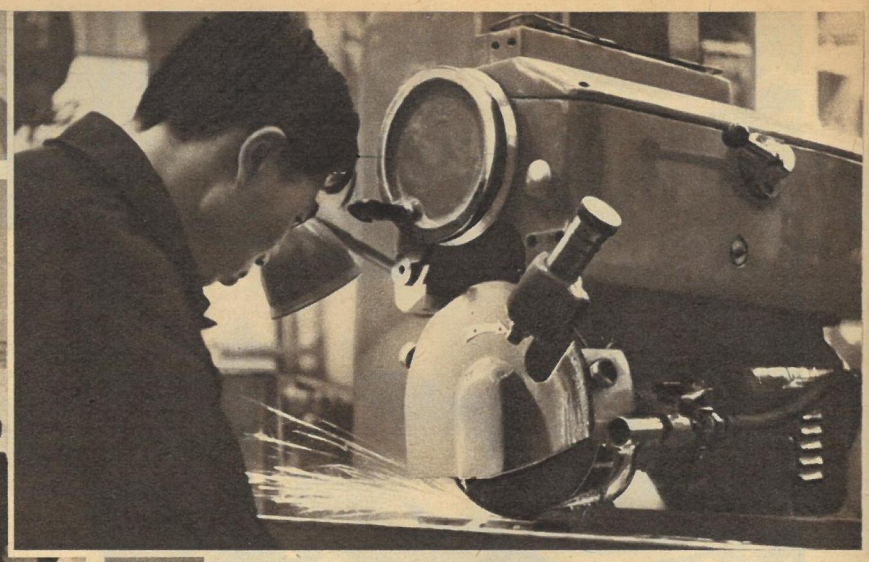
DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM
Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertr. Chefredakteur)
Lena Smolny, Hans Ullrich, Werner Jenke, Günther Zumpe (Verlagsleiter)
Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstraße 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der DDR
Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung: DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf
381

Blumen, Glückwünsche und der Dank unserer Werktätigen begleiteten die Sowjetsoldaten, die hier in Fürstenwalde an der Spree zu ihrem letzten feierlichen Appell in der DDR angetreten waren (rechts), in die Heimat. „Dank euch, ihr Sowjetsoldaten!" rief ihnen der Schlosser Otto aus Fürstenwalde zum Abschied zu und sprach damit den versammelten Einwohnern aus dem Herzen. Gerade in Fürstenwalde gibt es genug Beispiele selbstloser Hilfe durch die Angehörigen der Sowjetarmee, an die sich jeder Bürger immer erinnern wird. Hier schieden Freunde von Freunden. Diesen Eindruck mußten auch die amerikanischen, englischen und französischen Offiziere (unten) und Vertreter ihrer Presse gewinnen, die der Verabschiedung beiwohnten. Vielleicht wäre mancher von ihnen auch lieber in seiner Heimat als in Deutschland, wo die Bevölkerung in ihnen nur die Repräsentanten der verhaßten NATO-Politik erblickt. Die Sowjetunion hat wieder ein Beispiel gegeben; das deutsche Volk erwartet, daß ihm die Westmächte nun einmal folgen und an die Stelle scheinheiliger Friedensbeteuerungen endlich Taten treten lassen Fotos Peter jr.

„Grüßt eure Heimat von uns!"

Zum wiederholten Male nahmen wir in diesen Tagen Abschied von Sowjetsoldaten, mit denen uns eine herzliche Freundschaft verbindet. Ein erneuter Demobilisierungsbeschluß ihrer Regierung rief sie in die Heimat und an ihre Arbeitsplätze zurück, während NATO-Oberbefehlshaber Norstad die atomare Aufrüstung der Bundesrepublik als „absolut entscheidend" propagiert. Mit den 41 000 Soldaten, die in Erfüllung des Beschlusses ihrer Regierung die Deutsche Demokratische Republik verlassen haben, hat die Sowjetunion nun ihre in Deutschland stationierten Streitkräfte um fast 100 000 Mann verringert. Ein weiteres Beispiel dafür, daß ihr Beitrag zum Frieden nicht nur Worte, sondern vor allem Taten sind.





Herausragend aus dem 22 Werkzeugmaschinen umfassenden Angebot war die Flächenschleifmaschine M 7120 A. Von chinesischen Konstrukteuren entwickelt, dient sie zum Schleifen von Flächen bis 630 x 200 Millimeter. Hydraulische Tischbewegung und Höhenverstellung der Schleifscheibe durch Servomotoren zeichnen sie aus. Eine völlig neuartige Rolleneinrichtung erübrigt ein Gleichgewichtslot im Vertikalständer. Weitere Neuheiten auf diesem Sektor waren Zahnradschabe- und Gewindefräsmaschinen, Dieselgeneratoren, Zahnradpumpen, ein Hochfrequenzofen sowie Elektro-, Meß- und Schneidwerkzeuge aller Art

Handelspartner China. Zu jeder Zeit und Stunde saßen Kaufleute, Abgeordnete von anderen Ausstellern und Journalisten mit den Vertretern des Landes im Fernen Osten zusammen am runden Tisch. Mag der „Stern" soviel verschweigen wie er will, für die ehrlichen Handelsleute der sogenannten „Freien Welt" bedurfte es durchaus nicht erst der Krisenzeichen aus den USA. Sie wissen: Geschäfte können sie nur mit dem sozialistischen China tätigen, niemals aber ohne oder gar gegen dieses Land, wenn sie sich nicht selbst ruinieren wollen

Yang Tzu-yen, die intelligente Technikerin, sorgte nicht nur pausenlos für original chinesische Musik, sie bediente auch die ausgestellte Telefonnebenstellenzentrale, und wer bei dem ständigen Andrang das Glück hatte, einen der angeschlossenen Hörer aufheben zu können, wurde von Yang sehr artig mit „Guten Tag" begrüßt. Neben der Telefonzentrale zeigte China auf dem Gebiet des Fernmeldewesens noch Kabel und eine Reihe hochqualifizierter Dispatcheranlagen, meist sowjetische Lizenzbauten. Alles in allem ein gutes, hoffnungsfrohes Angebot, das nur der Böswillige übersehen kann

Treff

Exakt und in tadelloser Qualität bot China Rohre aus Gußeisen mit einem Durchmesser von 100 bis 1200 Millimeter an. Sie sind eines der insgesamt 3600 Exponate, wovon allein über 1000 (!) aus dem Gebiet der Schwerindustrie, des Maschinenbaues und der Elektrotechnik stammen. Dieses umfangreiche Sortiment (China stellte n u r Exportartikel aus) legt Zeugnis ab von der erfolgreichen Erfüllung des ersten Fünfjahrplanes. Obwohl China seine Schwerindustrie vorrangig entwickelt, zeigen die 2500 anderen Ausstellungsstücke, daß auch die Landwirtschaft und die Leichtindustrie des Landes enorme Fortschritte gemacht haben

Automatisch erfolgt die Zuführung bei dieser außerordentlich leistungsfähigen spitzenlosen Innenrundschleifmaschine. Sie wird zum Schleifen von Bohrungen der Rollenlagerringe mit Außendurchmessern von 75 bis 200 Millimeter verwendet. Größte Schleiflänge 100 Millimeter. Schleifgeschwindigkeit, Abrichtung und Verstellung werden während des Laufes ebenfalls selbsttätig geregelt. — Und diese Maschine zu exportieren ist Volkschina in der Lage. Das sagt doch wohl mehr als viele Tabellen und Statistiken. Kein Wunder, daß diese Tatsache den Herren Dahl und Seeliger in die Knochen fuhr und daß sie es vorzogen, lieber darüber zu schweigen

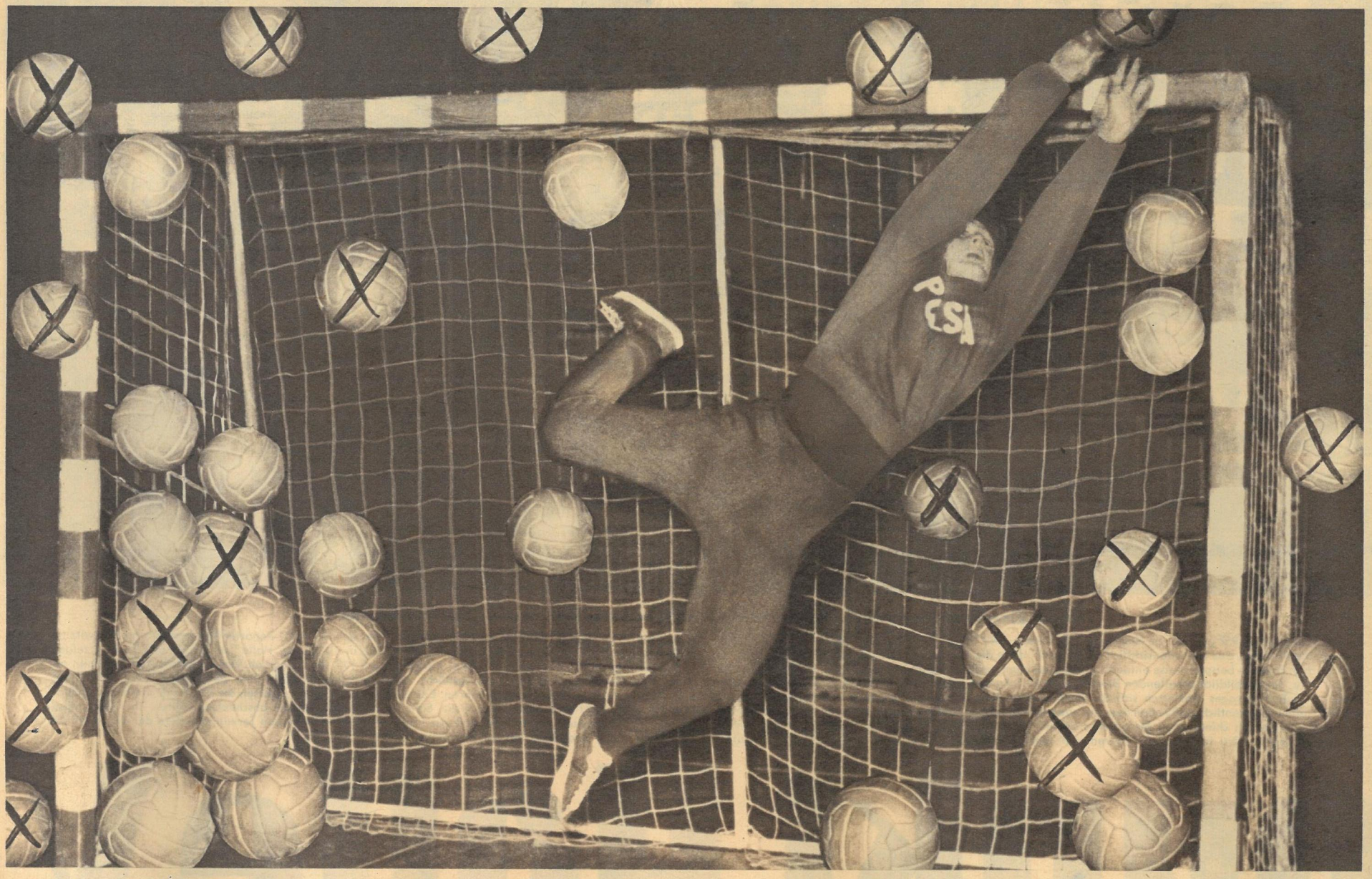
Beispielgebend für alle afro-asiatischen Länder hat man im Lande Mao Tse-tungs systematisch die Volksgesundheit verbessert. Daß aber Volkschina heute sogar schon fähig ist, komplizierte Operationstische, komplette Röntgeneinrichtungen und wertvolle Medikamente, darunter das Tbc-Mittel Isonicotinyl-Hydrazid, zu exportieren, das erstaunte sogar uns, die wir doch wahrlich mit chinesischem Tempo vertraut sind. Aber für die Hamburger existierten weder Maschinen „oder Gußprodukte noch Medikamente. Seltsame Reporter — seltsame Berichterstattung!

Nanu! Eine Fata Morgana? Nein, eine Realität! — Übersahen sie die „Stern"-Reporter?

Zur Frühjahrsmesse 1957 geruhte die Hamburger Illustrierte „Der Stern" ihre Reporter Dahl und Seeliger nach Leipzig zu entsenden. Das war offensichtlich ein Mißgriff, denn die Herren waren mit Blindheit geschlagen. Im Chinesischen Pavillon beispielsweise entdeckten die zwei Hamburger lediglich das Bild einer modernen chinesischen Frau, der vorbildlich arbeitenden Briefträgerin Lu Schu-ken (siehe auch ZB 6/1957). In ganzen sieben Zeilen ihres Textbeitrages mokierten sich die Sternreporter über dieses Foto, gaben sich erstaunt, entrüstet und übersahen geflissentlich, daß neben dem nur raumschmückenden Foto auf dem Boden der Halle die Werke eben jener modernen chinesischen Menschen standen. Es ist uns klar, warum die Westreporter so knapp berichteten. Mehr wäre für ihre seit Jahren von ihnen verdummten Leser eine zu schmerzliche Realität geworden. Aber n i c h t berichtet ist auch gelogen. Die „Zeit im Bild"-Reporter Buschmann und Kottwitz begaben sich deshalb ein rundes Jahr später für einen Tag in die gleiche Halle, um in Bild und Text zu zeigen, wie es tatsächlich dort aussieht und wie es übrigens auch 1957 schon aussah. Das sozialistische China gibt auf rund 2500 Quadratmetern Ausstellungsfläche ein überzeugendes Bild vom gewaltigen industriellen Aufschwung des Landes in den letzten Jahren. Befreit von allen Fesseln arbeiten die Chinesen mit einer Ehrlichkeit, Moral und Aktivität, von der sich die Sternreporter eine Scheibe abschneiden sollten. Ihr Geschreibsel konnte jedenfalls nicht verhindern, daß zur Frühjahrsmesse 1958 in den Terminkalendern der Kaufleute aus aller Welt immer und immer wieder verzeichnet stand:

punkt Halle V

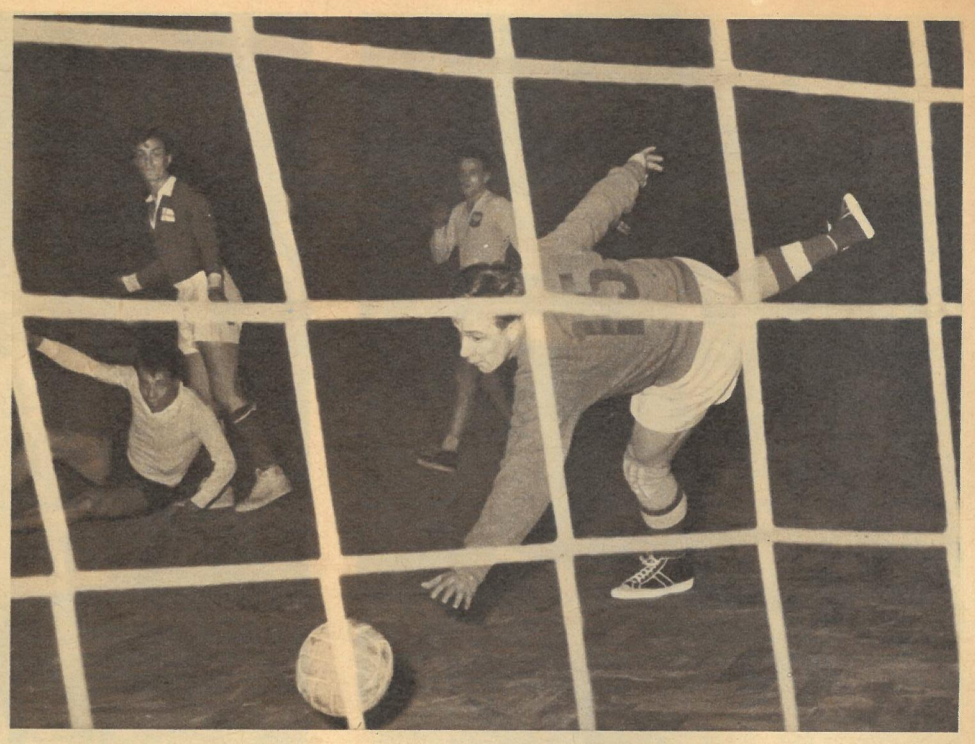
Entfesselte Torjäger sind die schwedischen „Hallenkönige". Als sie in Erfurt auf ihre Vorrundengegner Polen, Finnland und Spanien trafen, brachten sie neben der Weltmeisterschaftstrophäe auch noch eine ansehnliche Bilanz mit: 78 Länderspiele mit einem Torverhältnis von 1304 : 868! Ja, Hallenhandball, der flügge gewordene kleine Bruder des Großfeldspiels, hat gerade ob der blitzartig wechselnden herrlichen Torszenen schon in kurzer Zeit einen großen Freundeskreis gewonnen. Im Gegensatz zu uns, die wir die Aufwärtsentwicklung erst seit 1951 verfolgen, sind die Nordländer schon Meister auf dem 40 x 20 Meter großen Parkett. Hier demonstrieren Ake Reiner, Uno Danielsson und Stig-Lennard Olsson ausgezeichnete Fallwürfe. Vor 4 Jahren hatten sie berühmte Vorgänger – elegante Techniker und Meister der Kombination. Bei den jungen Spielern scheint die Spielweise etwas monotoner, doch sie sind durchschlagskräftiger und wurfstärker. Hinter ihren Schüssen sitzt Dynamit, und ich habe nur die gegnerischen Torsteher bedauert . . .



217 Tore fielen in 360 Spielminuten der 6 Vorrundenspiele. Ein wahres Feuerwerk auf dem Parkett. Die Fotostatistik aus dem Spiel Schweden gegen Polen zeigt den 21jährigen polnischen Torsteher Gasier aus Wroclaw bei der „Arbeit". 19 Bälle mußte er passieren lassen, wobei die wurfgenauen schwedischen Asse die linke untere Ecke bevorzugten (wußten sie, wie ich, daß er auf der anderen Seite stärker ist?). Wenn Gasier trotzdem tosenden Beifall erhielt, spricht es nur für ihn. Polen bestritt am Eröffnungstag sein 4. Länderspiel und ist im internationalen Konzert (wie in den anderen Spielorten Brasilien, Island, Luxemburg) Neuling. 1962 wird es schon ein anderes Bild geben, denn der Siegeslauf des Hallenhandballspieles ist noch nicht beendet. Übrigens, es wurde vor genau 60 Jahren von dem Dänen Holger Nielsen „erfunden" und damals schon mit 7 Mann gespielt. Heute gehören zu einer Mannschaft 11 Spieler, wovon höchstens 6 und ein Torsteher gleichzeitig im Spielfeld sind, während alle laufend und wiederholt ausgewechselt werden dürfen

Blumen aus . . . nein, wirklich nicht aus Amsterdam! Herr Wadmark, der schwedische Trainer, züchtet sie als Gärtner in seiner Heimatstadt Lund. Er überreichte mir in der Blumenstadt Erfurt mit Worten gewissermaßen auch einen Blumenstrauß, als er die vorbildliche Organisation, die gute Betreuung und die herzliche Aufnahme in unserer Republik lobte. „Wir kommen sehr gern zu Ihnen!"

Verschobene Maße gab es, als ich eine Meßlatte suchte und unter die eingestellte 1,94-Meter-Marke des Göteborger Kraftfahrers Karlsson den Finnen Bengt und den Spanier Villanueva bat. „Ja, wenn so, dann bumm-bumm", meinte Villanueva. Ich sage „nein" — denn die Schweden haben auch eine bessere Taktik, trennen kaum noch zwischen Aufbau- und Kreisläufern!



Vergeblich streckt sich Finnlands Tormann Kannas. Vergeblich streckte sich auch die gesamte Mannschaft, um den 2. Platz zu erkämpfen. Die Söhne Suomis gewannen 1957 immerhin gegen unsere Nationalmannschaft mit 21 : 20 und unterlagen Schweden nur knapp mit 20 : 22. Mit 15 Länderspielen besaßen sie zudem Erfahrung. Nun wird es nichts mit einem Kampf gegen die kampfstarken und spritzigen Dänen — in Fachkreisen schon vor Beginn der Spiele zum neuen Weltmeister gekürt, weil sie in den letzten Monaten mit den besten Ergebnissen aufwarteten. Doch grau ist alle Theorie — am Ende zählt, wieviel Bälle in dem 2 x 3 Meter großen „Kasten" saßen . . . Und Favoriten waren auch die ČSR und besonders die gesamtdeutsche Mannschaft, deren Zustandekommen auch eines der vielen erfreulichen Zeichen dieser 3. Hallenhandball-Weltmeisterschaft war

ZB-Reporter Werner Jenke erlebte in Erfurt die erste Weltmeisterschaft in der Deutschen Demokratischen Republik und zugleich ein

Tor-Tornado

4 von insgesamt 16 Hallenhandballmannschaften nahmen wir unter die Lupe. Gern hätten wir Ihnen den neuen Weltmeister vorgestellt, doch unsere Rotationsmaschinen stellten vor den Entscheidungskämpfen unerbittliche Termine. Schon häufen sich Kabel und Fotos aus Lahti. Die Koffer unserer Reporter sind also ständig gepackt . . .

3 Schritte oder 3 Sekunden — dann muß der Ball abgespielt sein! Hierin wurzeln auch die Schnelligkeit der Spiele und die vielen Überraschungsmomente, z. B. Rückhandwürfe. Man spürt es förmlich, wie der Spanier Orbe seinen finnischen Kontrahenden ausschaltet und die Wurfrichtung noch abfälscht. Bei Finnland hemmt noch das früher bevorzugte Basketballspiel (auch in anderen Ländern entwickelte sich daraus das Hallenhandballspiel); die Flüssigkeit und auch die Durchschlagskraft fehlten

Auf in den Kampf — Toreros! Das spanische Blut schäumte oftmals über, und vier Delegationsmitglieder machten Stimmung für 2300 Zuschauer! Soviel Küsse unter Männern habe ich selten gesehen, wie hier, als Finnland 19 : 16 verlor. Trotzdem, der greifbar nahe 2. Platz und damit die Teilnahme an der Hauptrunde mußte nach einer 25 : 12-Niederlage den Polen überlassen werden. Keine Mannschaft trainierte so zäh wie die Spanier, einrangiert wurden sie allerdings nur unter die Lernbegierigen

Vorsicht vor Mackie Messer! Er geht wieder um, und zwar auf den Brettern des Meininger Theaters, denn diese Bühne hat als erste in der DDR Brecht-Weills berühmte „Dreigroschenoper" in ihr Programm aufgenommen. Unser Foto zeigt die Hauptfiguren des sozialkritischen Stückes, den Bandenchef Mackie Messer (Friedo Solter) und Lucy (Gerti Schmidt) vor dem Fenster eines etwas anrüchigen Hauses

Rückkehr ins Element. Dieses Bild hielt ein Fotograf in Schottland fest: Ein mit drei Tonnen Fischen beladener Lastkraftwagen geriet ins Schleudern, fuhr über die Böschung einer Uferstraße und stürzte ins Meer. Bei diesem Unglück, das glücklicherweise keine Menschenleben forderte, gelangten Tausende von Fischen zurück zu ihren Artgenossen ins feuchte Element Fotos: Zentralbild (3), Hildebrandt, ZB

Der Schrecken von Wilmersdorf. Ja, so kann diese gefährliche britische Spätzeitzünderbombe genannt werden, die in einem Ruinengrundstück des Berliner Stadtteils gefunden worden war. Rund tausend Wilmersdorfer mußten ihre Häuser räumen und in eine Turnhalle ziehen, bis den beiden Feuerwerkern Gerhard Räbiger und Walter Braun die Entschärfung gelang. (Bild: Nach erfolgreicher Operation)

Faschistische Provokation. Zum zweitenmal innerhalb fünf Jahren haben faschistische Elemente mit ihren schmutzigen Händen den israelischen Teil des Prag-Friedhofs in Stuttgart geschändet. Sie stürzten sechzehn Grabsteine von ihren Sockeln. Wie vor fünf Jahren ermittelte die Adenauer-Polizei die faschistischen Täter auch diesmal nicht

Todgeweihte Erde? Wie jetzt der westdeutsche ▷ Kriegsminister Strauß bekanntgab, sollen auch im Teutoburger Wald (unser Bild) Raketenabschußrampen errichtet werden. Doch genau wie in Miltenberg protestieren auch hier die Einwohner energisch gegen diese Maßnahme. Wenn diese Einzelaktionen zu einer allumfassenden Volksbewegung gegen die Bonner Kriegspolitik geworden sind, dann wird es gelingen, den Rapacki-Plan einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa auch in Westdeutschland durchzusetzen und die Menschen von dem Alp eines Atomkrieges zu befreien

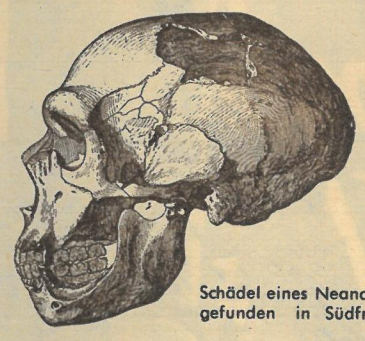
ZEIT IM BILD

DER MENSCH EROBERT DIE ERDE

Bildbericht Adelhelm Dietzel

6

Wenn vom Urmenschen gesprochen wird, denkt man wohl meist an den Neandertaler als den namentlich bekanntesten unserer frühen Vorfahren. Wie sah er aber aus, dieser Urmenschentyp, von dem erstmalig 1856 fossile Reste – ein Schädeldach und einige Skelettknochen – im Neandertal bei Düsseldorf gefunden wurden? Nach verschiedenen Resten zu urteilen, die unter anderem aus Südfrankreich, Spanien und Belgien stammen, zeichnete sich der Neandertalmensch durch einen robusten und plumpen Knochenbau aus. Er dürfte kaum größer als 1,5 bis 1,6 Meter gewesen sein. Sein Schädel erreichte eine beträchtliche Größe, war weit nach hinten ausladend, besaß stark ausgeprägte Überaugenwülste und eine fliehende Stirn. Ob sich der Neandertaler schon einer artikulierten Sprache bediente? Wir zweifeln nicht daran, denn alle jene sichtbaren Verbesserungen seiner Arbeitsmittel oder aber die vollkommenere Technik bei seinen Jagdzügen sind ohne gegenseitige Sprachverständigung nicht denkbar. Noch immer lebt der Mensch in einer verhältnismäßig kleinen Gemeinschaft, der Jägerhorde, die, noch nicht seßhaft, ihre Wohnplätze unter Felsvorsprüngen und in Höhlen sucht oder sich primitive Laubhütten baut, die gemeinsam Jagdzüge organisiert und die Beute gemeinschaftlich teilt.



Schädel eines Neandertalers, gefunden in Südfrankreich

Das riesige Mammut, ein bekannter Zeitgenosse des Eiszeitmenschen, ist neben anderen Großtieren auch für den Neandertaler ein verlockendes Jagdziel. Um es auf freier Wildbahn zu erlegen, reichten die Handwaffen des Urmenschen keinesfalls aus. So legte er getarnte Fanggruben an – zufällig in Felsspalten oder Gruben gestürzte Tiere mochten ihm vielleicht zu dieser List verholfen haben –, um den gefährlichen Ungetümen aus sicherer Entfernung den Garaus zu machen. Sicherlich benützten die Jäger Feuerbrände, um die Tiere in Richtung der Gruben zu treiben, so, wie sie ja durch Feuer auch Raubtiere, ihre damals schärfsten „Konkurrenten", von ihren Behausungen fernhielten. Solche Jagden waren immer wagemutige und erregende Ereignisse, die alle Mitglieder der Horde beschäftigten und wozu besondere Vorbereitungen getroffen werden mußten, sollten sie erfolgreich sein. Darüber in einem späteren Blatt

LUDVIK ASKENAZY

Das amtliche Dokument

Ich habe ein amtliches Dokument gefälscht. Daran läßt sich nichts mehr ändern, und ich gestehe es hiermit öffentlich ein, ohne daß etwa meine Offenheit als Buße aufzufassen wäre.

Ja, ich habe ein Dokument gefälscht und sogar einen Stempel darauf gemalt und für eine unbekannte Amtsperson unleserlich unterschrieben.

Vorigen Sonntag waren wir nämlich zum Aufbaueinsatz. Wir haben uns gründlich darauf vorbereitet; die lange Sporthose haben wir gebügelt und die ganze Woche ausgiebig gegessen, um recht bei Kräften zu sein. Sonntag früh standen wir zeitig auf. Durch eine kalte Dusche ermuntert, summten wir ein Liedchen vor uns hin, und als Mutti uns Kuchen mitgeben wollte, sagten wir: „Du denkst auch immer nur ans Essen."

Mein Sohn freute sich sehr darauf, Steine zu tragen.

„Ich möchte dir raten, lieber Musik zu machen", sagte ich, „wir werden arbeiten, und du spielst uns dazu auf. Nimm deine Trommel mit — und alle werden wir dir dankbar sein. Die Leute sehnen sich doch auch nach Kultur."

„Das ist keine Arbeit", sagte er. „Schau, Vati, ich will Steine tragen. Man kann doch nicht sein ganzes Leben lang nur spielen."

„Aber", sagte ich, „warum denn gerade Steine tragen? Du würdest uns ohnehin nicht viel helfen und dich noch dazu schmutzig machen. Spiel uns doch einfach auf ... wie ein Betriebsorchester."

Es begann ihn zu interessieren.

„Wir haben doch keinen Trompeter", sagte er, „und wo soll man so im letzten Augenblick eine Trompete auftreiben? Du hast leicht reden: Spiel auf! Wo nehmen wir jetzt eine Trompete her?"

Aber schließlich willigte er ein, und wir gaben ihm einen Weidenzweig, das war der Taktstock.

Er spielte wirklich wunderschön, und alle Aufbauhelfer lobten ihn. Manche beklagten sich allerdings, daß die Musik nicht zu hören sei, und andere wieder, daß sie zu hören sei, je nachdem, wie einer musikalisch veranlagt war. Aber unsere Straße ist nach dem Violinvirtuosen Laube benannt, und so gefiel es schließlich allen.

Dann gingen wir unsere Bescheinigung holen — um es schwarz auf weiß zu haben. Er stand traurig abseits und sagte: „Die Musikanten bekommen nichts, bitte?"

Da tat es uns leid, und wir sagten zu dem beleibten Genossen, der sich mit dieser verzwickten Angelegenheit befaßte: „Sei so gut, Genosse, und gib uns auch für unsere Musik eine Bescheinigung ..."

Aber er fuhr auf: „Genossen, das ist eine Amtshandlung, bewahren Sie, bitte, den nötigen Ernst ... Kinder haben hier überhaupt nichts zu suchen."

Auf einmal hörten wir jemand schrecklich weinen, und das war unsere Musik. So fröhlich hatte sie uns aufgespielt, und auf einmal war alles verdorben ... Er weinte herzzerreißend und tat uns allen so leid.

„Genosse", sagte ich, „also stell schon unserer Musik eine Bescheinigung aus ... Schau nur, sie ist ja ganz in Tränen aufgelöst."

„Genossen", antwortete das amtliche Organ, „geht in Ruhe auseinander. Eure Bürgerpflicht habt ihr erfüllt, verlangt nicht von mir, daß ich den Aufbaueinsatz lächerlich mache. Haltet euch vor Augen, daß sich an dem ersten Einsatz im Kreml Genosse Lenin selbst beteiligt hat ..."

„Na eben", sagte ich zu ihm, „der hätte unserer Musik sicher eine Bescheinigung ausgestellt."

„Genossen", antwortete er, „legt hier kein Zeugnis eurer politischen Unreife ab ... Und belehrt mich nicht, ich bin im politischen Selbststudium."

Die Bestätigung stellte er nicht aus.

Und da — ich muß es euch gestehen — habe ich dieses amtliche Dokument gefälscht. Und was weit schlimmer ist, ich habe auch einen Stempel darauf gemalt und mit großen Buchstaben darauf geschrieben: *Bescheinigung für die Musik.*

Alle aus unserem Haus unterschrieben, und somit melden wir es der Öffentlichkeit.

JO HANNS RÖSLER

Zuerst sagte es „Papa"

Der Umgang mit jungen Vätern hat seinen ganz besonderen Reiz. Sie sind völlig verwandelt, seitdem sie einen Nachwuchs im Haus haben. Saßen sie früher mit uns beim Wein, beim Kegeln und beim Kartenspiel, meiden sie jetzt diese Laster streng, und selbst wir, die alten Freunde, erscheinen dem jungen Vater des weiteren Umgangs unwürdig. Wir sind für ihn Bazillenträger, Schnupfenübertrager, wahre Seuchenherde. Wir waschen uns in seinen Augen nicht oft genug die Hände. Hygiene vor allem! Keiner betritt sein Haus, ohne daß er ihn sofort ins Badezimmer führt, ehe er ihm den Sohn zeigt. Am liebsten trüge er, wenn er könnte, wie er möchte, eine Windel als Fahne seines Stolzes vor sich her.

Am schlimmsten wurde es mit Frédéric, als sein Erstgeborener ein Jahr alt wurde und zu sprechen begann. Langsam formten sich die Töne in dem kleinen Mund zum ersten Wort. Nicole, die Mutter, saß den ganzen Tag an seinem Bett und sprach ihm unermüdlich vor: „Papa! Papa! Papa!" Und am nächsten Tag wieder: „Papa! Papa! Papa!"

Endlich war es soweit. Frédéric, vom Büro heimgekommen, erfuhr die frohe Botschaft: „Heute hat er zum ersten Mal deutlich Papa gesagt!"

„Du lügst, Nicole!" rief Frédéric, freudig erregt.

„Nein. Du wirst es hören, wenn er aufwacht." — In der Tat, als das Baby erwachte und den großen Mann an seinem Bett stehen sah, verklärte sich sein Gesicht, und es krähte: „Papa!"

Dieses erste Wort blieb lange Zeit der ganze Wortschatz des kleinen Erdenbürgers. Wenn er etwas wollte, wenn ihm unbehaglich in seinem Bett war, wenn die Windeln naß wurden, krähte er: „Papa!" Glücklich folgte der Vater diesem Ruf. Das Kind merkte bald, daß es nur „Papa!" zu krähen brauchte, und schon kam einer und befreite es von dem Übel. Es nutzte die erste Erkenntnis seines Lebens reichlich. Oft am Tag, oft in der Nacht rief es: „Papa! Papa!"

Wer ermißt den Stolz eines glücklichen Vaters, daß sein Kind zuerst „Papa" gelernt hat und nicht „Mama", daß es das Wort „Mama" überhaupt noch nicht ausgesprochen hat? Frédéric dankte es seiner Frau mit Blumen und auf den Knien. Wie uneigennützig doch Frauen sein können, wenn sie lieben.

Eines Tages traf ich Nicole. Sie kam vom Friseur und sah reizend aus.

„Wie geht es dem Kind?" fragte ich.

„Es wächst und gedeiht."

„Spricht es noch immer nur Papa?"

„Ja, Tag und Nacht."

„Kränkt es Sie nicht ein wenig, daß es nicht Mama sagt?"

Nicole lächelte. „Ich hätte es ihn ja lehren können. Es hätte genauso leicht Mama als erstes Wort gesprochen. Aber ich fand besser, daß es zuerst Papa sagt."

Ich stand erschüttert vor dieser Seelengröße.

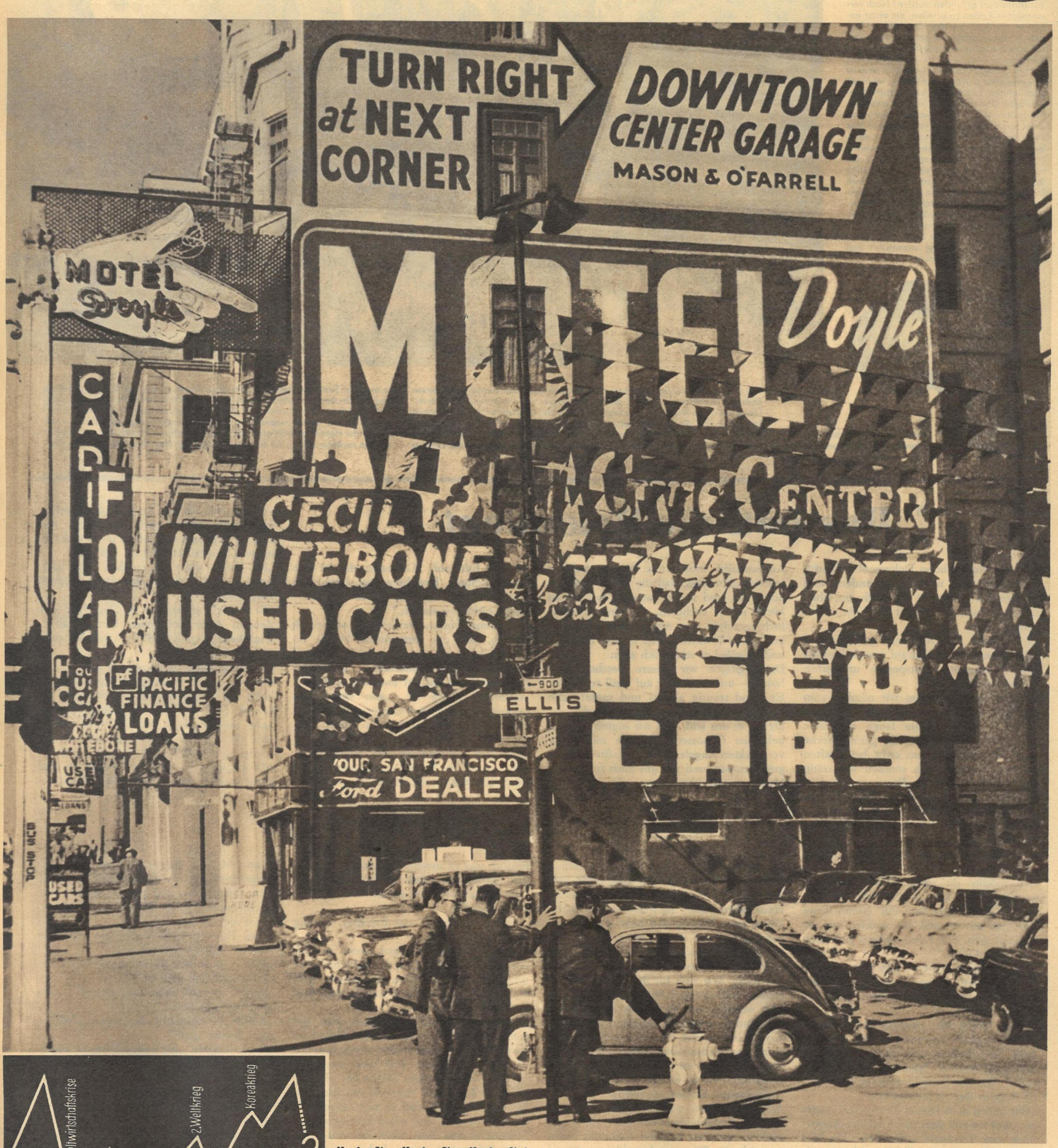
„So sehr lieben Sie also Ihren Mann?"

Nicole strahlte mich an und sagte: „So dumm wie Sie kann auch nur ein Mann fragen. Haben Sie eine Ahnung, wie angenehm es für mich ist, nicht Nacht für Nacht aufstehen zu müssen, wenn das Kind den Papa ruft und nicht mich?"

Erregende Meldungen dringen über den „Großen Teich": Beängstigender Produktionsrückgang in den USA! Höchste Arbeitslosenzahl seit 8 Jahren! Selbstmord eines Eisenbahnmagnaten aus Wirtschaftsgründen! Kursstürze in der Wallstreet!

Manche USA-Politiker sprechen
Köpfe dagegen reden offen vo

Rettungsringe dringe

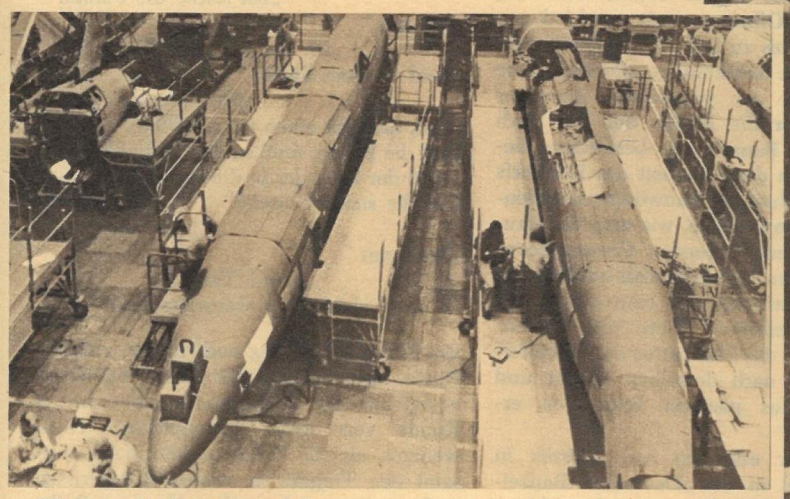


Kaufen Sie – Kaufen Sie – Kaufen Sie! Kaufen Sie auf Raten – Kaufen Sie das Neueste – Kaufen Sie bei Miller, bei Beyer, bei Brown. Browns Waren sind die besten! – Wände schmettern dies der Bevölkerung entgegen, Zeitungen und Rundfunk schreien es um die Wette, Flugzeuge malen es an den Himmel. So äußert sich das ABC der kapitalistischen Wirtschaft. Doch nicht etwa die Sorge um das Wohlergehen der Werktätigen steckt hinter diesem hektischen Reklamerummel, nein, kaufen soll die Masse ja nur, damit Fabrikant und Aktionär gut verdienen. Je größer der Umsatz, desto höher der Profit. Eines Tages allerdings sind die Lager voll und der Markt überfüttert. Was tun? Die Produktion wird gedrosselt, der Arbeiter auf die Straße geworfen ... Und dann ist auch schon der große Krach da! Wer soll nun die vielen Waren kaufen? Die Arbeitslosen etwa? – Damit wäre man auch schon mittendrin in der Situation, in der sich die USA schon sehr oft befunden haben und auch gegenwärtig wieder befinden. (Links: Die Wirtschaftskurve der Vereinigten Staaten von Amerika)

prechen in diesem Zusammenhang vorsichtig von „Konjunkturrückgang". Realistischer denkende offen von Krise. Kein Wunder also, wenn bei so stürmischem Wellengang der Ruf laut wird:

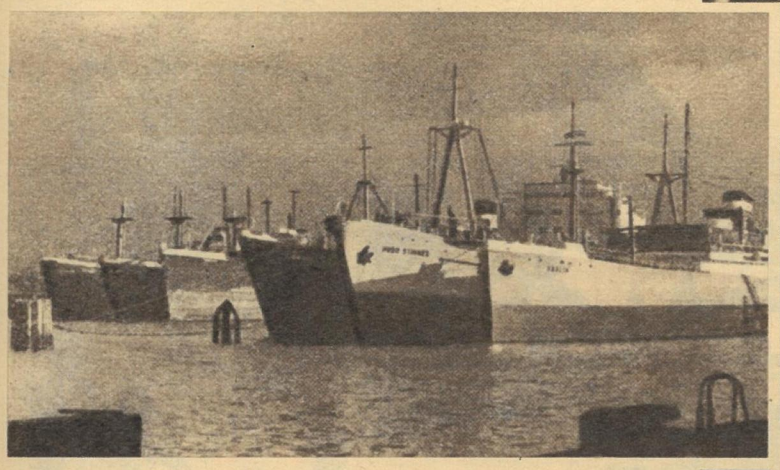
end gesucht!

Amerikanische Lebensweise einmal anders! „In langen Schlangen stehen die Entlassenen in Chikago, um ihre Unterstützungsforderungen registrieren zu lassen." Das teilt die amerikanische Bildagentur zu diesem Foto mit. Was wird aus all denen, die nun stempeln gehen? Die Unterstützung beträgt im Durchschnitt ein Drittel des Lohnes und wird etwa 22 Wochen lang gezahlt, dann ist endgültig Schluß



Rüstung – der letzte Ausweg? Nicht erst einmal haben die Imperialisten versucht, durch riesige Aufrüstung dem Schrecken einer Krise zu entkommen. Die USA sind in derartigen Methoden gut bewandert. Nicht umsonst führt Mister Dulles jahrelang seine Politik hart am Abgrund eines Krieges entlang. Doch die Gesetze der Ökonomie sind unerbittlich. Die amerikanische Krise ließ sich zwar hinausschieben, doch nicht aufheben. Sie brach aus, obwohl 1957 die militärischen Ausgaben bedeutend erhöht worden waren, und es ist nicht anzunehmen, daß die abermalige Erhöhung des Militärbudgets die Krise wieder beseitigen kann. (Unser Bild zeigt die Produktion von Atomraketen in den Northrop-Flugzeugwerken)

Auf Eis gelegt wurden nicht nur die Traktoren des Industriekapitäns William Naumann in Peoria. In der Autoindustrie, dem traditionellen Konjunkturbarometer, sieht es genauso aus. Allein der Chrysler-Konzern legte fünf seiner Werke still. Die USA-Stahlindustrie war im Januar zu nur 56 Prozent ausgelastet. (Das entspräche etwa dem Ausfall von zwei Ruhrgebieten.) Nicht weniger alarmierend klingen Berichte aus den anderen Industriezweigen. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Erschütterung der USA-Wirtschaft nicht ohne Folgen für die USA-hörigen Staaten Europas und ganz besonders für Westdeutschland sein kann. Der schwarze Sonnabend im Ruhrbergbau, an dem 16 000 Bergarbeiter zwangsweise Feierschichten einlegen mußten, war ein Signal. Auch die Schiffe, die frachtlos im Hamburger Hafen schlummern (unten), sprechen für sich



Das Heer der Unglücklichen geht in die Millionen. In den USA ist es bereits jetzt nach den ersten Monaten des wirtschaftlichen Rückganges so groß, daß etwa jeder zwölfte amerikanische Arbeiter oder Angestellte arbeitslos ist. Es gibt aber auch bedeutende Industriezentren, wie z. B. Detroit, wo jeder siebente Werktätige auf der Straße sitzt (Stand Ende Februar). Wie beängstigend dieses Verhältnis ist, das soll unser Bild einer amerikanischen Straße vermitteln, auf dem wir jede siebente Person zu kennzeichnen versuchten. Die ungeheure Zahl der Kurzarbeiter wurde dabei nicht einbezogen, denn sie kann im Moment noch gar nicht voll erfaßt werden. Kein Wunder, daß angesichts solcher Tatsachen viele Menschen an die schrecklichen Tage der Weltwirtschaftskrise 1929 denken müssen, um schließlich festzustellen: Die Wortführer des Westens haben zwar viel versprochen, aber in Wirklichkeit hat sich nichts verändert!

Fotos: Zentralbild (2), Steffen, ZB-Archiv

BERNT KARGER-DECKER

DA HIELT DIE WELT DEN ATEM AN

Ein Tatsachenbericht über die größten Katastrophen der Menschheitsgeschichte

Auf Sand gebaut

19. Fortsetzung

„Sonntag, den 28. Dezember 1879.
Ich sitze am Abend vor dem Kamin, dem Getöse des wütenden Sturmes lauschend, als ein Windstoß, gewaltiger als alle vorangegangenen, die Schornsteine eines gegenüberstehenden Hauses erfaßt und krachend zu Boden wirft, so daß ich aufspringe und ans Fenster eile.
Ich schaue auf die Straße hinaus. Meine Blicke werden gleich von dem breiten Band des in der Nähe fließenden Tay angezogen, das im Mondschein silbern glänzt, und die lange weiße, geschlängelte Linie der Eisenbahnbrücke taucht auf. Unwillkürlich ziehe ich meine Uhr; es ist kurz nach sieben.
‚Jeden Augenblick muß der Edinburgher Zug hier sein!' rufe ich meiner Frau zu. ‚Laß uns sehen, ob er es wagen wird, in solch einem Unwetter durchzufahren!'
Dichte Wolkenfelder verdunkeln zuweilen das Licht des Vollmondes — doch dann klatscht eins meiner Kinder in die Hände und jubelt: ‚Da kommt er!'
Deutlich können wir beobachten, wie die Laternen der Lokomotive die Kurve bei Wormit passieren. Danach huschen sie beim Signalhäuschen an der Südseite der Tay-Brücke vorbei, fliegen geradenwegs weiter, und als sie die tunnelförmigen Bogen der mächtigen Bindebalken erreichen, da ruft meine kleine Tochter laut: ‚Guck, Papa! Da blitzt es!'
Fürwahr, unseren Augen schien es, als ob fast gleichzeitig mit der Einfahrt des Zuges in diesen Teil der Brücke ein Komet mit feurigem Schweif ins Wasser geschleudert worden wäre, worin er erlosch. Stark beeindruckt von diesem Schauspiel verharren meine Frau und ich ein Weilchen in Stillschweigen — bis mir ein entsetzlicher Gedanke kommt und ich ausrufe: ‚Himmel, ich fürchte . . .'
Angespannt blicke ich nach der Nordseite der Brücke. Nachdem ich mich mehrere Minuten vergebens bemüht habe, dort eine Spur von Bewegung zu entdecken, ergreife ich meinen Hut und laufe, so schnell es mir bei dem Wetter möglich ist, über den Magdalenenplatz. Dort begegne ich einem ganzen Schwarm von Personen, die alle die gleiche Richtung einschlagen wie ich.
Der Sturm tobt so fürchterlich, daß ich mich auf die Erde ducken und fast kriechend weiterbringen muß, um nicht hinweggeweht zu werden. Nach vieler Mühe lange ich am Nordende der Brücke an. Der massive Signalpfosten neben dem Signalhäuschen ist vom Winde wie eine Weidenrute zerknickt. Auf der Esplanade wirbeln mir Sand und Kieselsteine mit solcher Wucht entgegen, daß meine Hände und mein Gesicht zu bluten anfangen.
Ich arbeite mich zum Signalhäuschen vor und erfahre auf meine Anfrage vom dort stationierten Beamten, daß der Edinburgher Zug, dessen Eintreffen am Südende der Brücke ihm signalisiert wurde, noch immer nicht bei ihm angekommen sei."

Die Brücke am Tay

Unseres Augenzeugen Mister Millers böse Ahnung, die ihn aus seiner molligen Stube in den Sturm, zur Brücke am Tay, hinausgetrieben hat, scheint sich zu bestätigen. Nur mit Beklemmung vermag er sich das Schlimmste auszumalen. Er muß den Kritikern nun wohl doch recht geben, die nicht nur in England und Schottland, sondern in ganz Europa gegen diese Brücke ihre Bedenken äußerten.
Notwendig war ihr Bau gewesen, daran gibt es nichts zu rütteln, denn ohne sie würde man nicht so schnell von Edinburgh über Dundee, die Stadt Mister Millers, nach Aberdeen, an der Nordostküste Schottlands, fahren können. Man würde einen Riesenumweg um den Tay-Busen machen müssen, wie in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, da man sich gerade erst mit Projekten zu seiner Überbrückung zu beschäftigen begann! Im Jahre 1872 nahm man schließlich den Bau der 3156 Meter langen Tay-Brücke in Angriff.
Fünf volle Jahre dauerte es, bis man sie am 25. Mai 1877 feierlich eröffnen konnte. Die Volksmenge, die den Eröffnungsfeierlichkeiten beiwohnte, fand diese mit einem Kostenaufwand von 350 000 Pfund Sterling geschaffene längste Brücke der Welt, trotz ihrer 85 Öffnungen mit verschiedenen Spannweiten bis zu 245 Fuß, elegant, zierlich und leicht. Sachkundige allerdings, wie zum Beispiel der preußische Ingenieur J. Piossek, der die Brücke am Tay noch während der Bauarbeiten besichtigte, ließen sich durch die Kühnheit des Entwurfs und die Schönheit des Bauwerks nicht blenden. Sie hatten gesehen, wie man das Baumaterial bis zur äußersten Grenze beanspruchte, hatten bereits damals mit Befremden wahrgenommen, daß man hinsichtlich der unterschiedlichen Tiefe und Bodenbeschaffenheit des Flußbettes die Stützpfeiler nicht alle nach derselben Bauart und auch nicht aus gleichen Baustoffen errichtete.
Einige Pfeiler erhielten, wie Piossek in einem Artikel in der „Deutschen Bauzeitung" bemängelte, eine rechtwinklige, andere eine ovale Form, einige wurden einfach, andere doppelt ausgeführt. Etliche stellte man vollständig aus Felsen, andere aus Eisenzylindern, mit Backsteinen und Grundmörtel gefüllt, wieder andere im Fundament aus Stein und oberhalb des Wasserspiegels aus Eisen her.
Es gab auch Stimmen, die erklärten den Oberbau und das Fundament der Brücke im Verhältnis zu ihrer Höhe für zu schmal, um einem ungewöhnlichen seitlichen Druck standhalten zu können.
Zweieinhalb Jahre gingen jedoch ins Land, ohne daß der Brücke etwas zugestoßen wäre. Schon plante man eine ähnliche Überquerung des südlich vom Firth of Tay gelegenen bedeutend größeren Firth of Forth — da brach Anfang Dezember 1879 klirrende Kälte mit Schnee und Eis herein. Nach den Weihnachtstagen fegte vom Ozean her jener Orkanwirbel heran, durch den Mister Miller in abendlicher Dunkelheit zu dem Signalhäuschen der Brücke geeilt ist.
Er berichtet dem Bahnbeamten vom kometenhaften Feuerschein, den er und seine Familie vom Fenster aus beobachtet haben. Dieser will sofort mit seinem Kollegen im jenseitigen Signalhäuschen telegrafieren. Es gelingt ihm aber nicht, eine Verbindung zu ihm herzustellen. Zusammen mit seinem Maschinenmeister versucht er, gegen den Sturm auf der Brücke vorzudringen, um die Ursache für das Nichtfunktionieren der Leitung zu ergründen. Ungefähr eine Meile kämpfen die Männer sich vorwärts — da gewahren sie bei Lichtwechsel des Mondes, daß in der Mitte der Brücke ein unheimliches Loch klafft.

Wie Splitter brach das Gebälk entzwei

Der Dichter Theodor Fontane schildert später in dramatischen Versen, wie drei Hexen sich zusammenfinden und einen Anschlag auf „Die Brück' am Tay" und damit gegen die Menschheit aushecken. Darin heißt es:

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um die siebte Stund', am Brückendamm."
„Am Mittelpfeiler."
„Ich lösche die Flamm'."
„Ich mit."
„Ich komme von Norden her."
„Und ich vom Süden."
„Und ich vom Meer."
„Hei, das gibt einen Ringelreihn,
Und die Brücke muß in den Grund hinein."
„Und der Zug, der in die Brücke tritt
Um die siebte Stund'?"
„Ei, der muß mit."
„Muß mit."
„Tand, Tand
Ist das Gebilde von Menschenhand!"

Ein Dampfschiff, das noch in der gleichen Nacht, nachdem sich der Sturm ein wenig gelegt hat, zur Brücke hinüberfährt, bringt Kunde von etwas Schrecklichem: Nicht weniger als 13 Brückenspannungen mitsamt den Tragsäulen seien herausgerissen und spurlos verschwunden. Nur eine Reihe von Strudeln würden die Stelle andeuten, wo das Eisenwerk in der Tiefe läge.
Damit klärt sich auch das rätselhafte Verbleiben des aus Lokomotive, einem Gepäckwagen und sechs Personenwagen bestehenden Edinburgher Zuges auf, der mit annähernd 300 Reisenden und sechs Bahnbeamten mit ganz geringer Verspätung das südliche Ende der Tay-Brücke passierte, ihr Nordende jedoch nicht mehr erreichte. Das Unglück muß in dem Augenblick geschehen sein, als Mister Miller und seine Familie den Feuerstrahl in den Fluß schießen sahen. Zu hören war bei dem Orkangeheul nichts von dem Brückeneinsturz. Es ging alles furchtbar schnell, und es wäre wohl auch bis zum hellichten Morgen nichts bekannt geworden, wenn . . . Aber das wissen wir bereits!
Viele der Fahrgäste werden auf dem Bahnhof zu Dundee von Angehörigen und Freunden erwartet. Je länger sich die Verspätung ausdehnt, desto banger wird den in der Bahnhofshalle Harrenden zumute. Als sich nun gar das entsetzliche Ereignis herumspricht, da geraten sie in völlige Verwirrung. Das Bahnhofsgebäude verwandelt sich in ein Trauerhaus und hallt von herzzerreißenden Verzweiflungsschreien wider.
Zwar werden schleunigst Fischerboote ausgesandt, um nach Überlebenden der Kata-

Einsturz der Tay-Brücke in Schottland. Aufsuchen des versunkenen Eisenbahnzuges

strophe zu fahnden. Aber keiner vermag sich vorzustellen, daß das Beginnen von Erfolg gekrönt sein könnte. Selbst der beste Schwimmer dürfte bei dem Sturz aus beträchtlicher Höhe, noch dazu gefangen in einem Eisenbahnabteil, wenig Aussicht gehabt haben, sich zu retten.

Und es gelingt auch wirklich nicht, wenigstens einen der Verunglückten aufzufinden. Lediglich einige flußabwärts treibende Briefsäcke, Schals, Handschuhe, Pelzzeug, Schleier und dergleichen werden bei Broughty Ferry unweit Dundee aufgefischt.

Da die Bergungstrupps, die von den Booten aus das Flußbett mit Netzen absuchen, nirgends eine Leiche entdecken, vermutet man, daß die Opfer sämtlich im Zuge auf dem Tay-Grunde begraben liegen. Wie Taucher dann feststellen, sind die einzelnen Wagen durch den Sturz und den Aufprall auf die mitabgestürzten Eisenträger in zahllose Stücke zerschmettert worden, so daß also die Leichen nicht festgehalten wurden.

Nun durchkämmen die Männer in den Fischerbooten den Fluß mit Haken und bringen innerhalb der nächsten acht Tage die ersten 14 Leichen an Land.

Inzwischen wird am 3. Januar 1880 die amtliche Untersuchung der Katastrophe eingeleitet. Der Brückeninspekteur sagt bei der Vernehmung aus, er hätte die Brücke zwei Tage vor dem Einsturz auf Schäden überprüft und sie in einwandfreiem Zustand befunden. Auch hätte die Brücke niemals, weder bei starkem Wind, noch wenn Züge darüber gefahren seien, geschwankt. Ein Prüfungsbeamter der Regierung widerspricht dem und erklärt, daß starker Wind durchaus eine Gefahr für diese Brücke bedeutet habe. Besonders der Sturm am Unglückstage hätte an Gewalt alles bisher Erlebte übertroffen, da etwa alle sieben Minuten Sturmstöße von schreckenerregender Heftigkeit aufgetreten wären.

Der Führer des Zuges, der als letzter vor dem Unglück die Brücke passierte, gibt an: „Die Räder einiger Wagen meines Zuges haben wohl Funken gesprüht, aber an eine Gefahr für die Brücke habe ich niemals gedacht!"

Drei Tage lang wird ohne Angaben von entscheidender Wichtigkeit geschwatzt. Am vierten Tage werden die Verhandlungen auf unbestimmte Zeit verschoben, weil man erst die Lage der zerstörten Brückenpfeiler genau ermitteln und anschließend die Ansichten wissenschaftlicher Sachverständiger hören wolle.

(Nach einem englischen Augenzeugenbericht und nach Meldungen der „Volks-Zeitung", Berlin, und der „Illustrierten Zeitung", Leipzig, vom 29. Dezember 1879 bis 17. Januar 1880.)

Einsturz des Mossehauses

Je mehr die Zivilisation fortschreitet, um so größer, bis ins Gigantische, errichtet der Mensch seine Bauten.

Nicht nur riesige Brücken entstehen, wo man sich einst mit einfachen Fähren begnügte — es werden auch die Hütten und leichten Häuschen, in denen man früher zu wohnen pflegte, durch vielstöckige Mietskasernen ersetzt. Theater- und Kinopaläste, Hallen für Massenveranstaltungen, mächtige Industrieanlagen, Wasserkraftwerke, himmelstürmende Wolkenkratzer werden vom Menschen, dem Beherrscher der Welt, aus der Erde gestampft.

Der Drang, dies zu tun, ist uralt. Schon die jüdische Legende weiß zu erzählen, daß die Kinder Noahs bei ihrem Zug durch das Land Sinear in einer Ebene eine Stadt gründen und, um nicht zerstreut zu werden, darin als Merkmal einen bis zum Thron Gottes reichenden Turm erbauen wollten. Doch Jehovah sei dazwischengetreten und hätte ihre Sprache verwirrt, so daß sie einander nicht mehr verständigen konnten und von ihrem Vorhaben abließen, um sich, jeder in einer anderen Richtung, eine neue Heimat zu suchen.

Wir würden heute sagen, es habe an der Technik und an wissenschaftlichem Können gefehlt.

Freilich, der Mensch kann sich irren, so daß es immer wieder einmal zu falschen Berechnungen kommt, oder er ist profitgierig und benutzt minderwertiges Baumaterial, oder er schludert beim Bauen, handelt unüberlegt, so daß ein Werk deshalb mißlingt, einstürzt und zahlreiche Menschenleben vernichtet.

Aus dem Altertum ist besonders der folgenschwere Einsturz des Amphitheaters zu Fidenae, 8 Kilometer nördlich von Rom, im Jahre 27 u. Z. im Gedächtnis der Menschheit haften geblieben, bei dem angeblich 50 000 Personen getötet oder verstümmelt wurden. Ein ähnliches Unglück ereignete sich um 200 u. Z. im römischen Circus Maximus; dort sollen durch zusammenbrechende Sitzreihen 13 000 Zuschauer erschlagen worden sein.

Aber wir brauchen gar nicht so weit zurückzugehen. Auch unser Jahrhundert, das das Atomzeitalter und die Eroberung des Weltenraums einleitet, ist nicht arm an Einsturztragödien, von denen wir nur einige in Deutschland geschehene herausgreifen wollen:

Am Mittwoch, dem 24. Januar 1923, erscheint das „Berliner Tageblatt" mit einer Traueranzeige auf der ersten Seite. Sie lautet: „Ein schweres Unglück hat unser Haus betroffen. Liebe, wertvolle, treue und gewissenhafte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind ihm zum Opfer gefallen. Einige von ihnen hat mitten in der Berufsarbeit der Tod ereilt, einige sind schwer, andere leicht verletzt."

Die genannte Zeitung ist ein Organ des repräsentativen, heute nicht mehr existierenden Rudolf-Mosse-Verlages an der Ecke Jerusalemer und Schützenstraße in Berlin. Berühmt geworden war die Firma durch ihre Anzeigenexpedition, die als eine der ersten ihrer Art ins Leben trat, rasch großen Aufschwung nahm und über zahlreiche Zweigstellen im In- und Ausland verfügte.

Während der revolutionären Ereignisse im November 1919 erlitt das Mossehaus an der Fassade und im Innern ernste Beschädigungen. Als man diese später beseitigte, begann man zugleich das Gebäude aufzustocken, da es sich mittlerweile als zu klein erwies.

Sieben Stockwerke sollte es nach seiner Vollendung zählen. Die Umbauten mußten sich auf mehrere Jahre erstrecken, da ihretwegen ja nicht der Geschäftsbetrieb stillgelegt werden konnte. Im Januar 1923 waren die Maurer beim obersten Stock angelangt. Sie bauten dort an einem Wintergarten, der den Verlagsangestellten in ihrer Freizeit als Aufenthaltsraum dienen sollte. Doch eines Tages geschieht das Unglück, dessen Hergang einer der Tageblattredakteure, der es miterlebt, seinen Lesern wie folgt schildert:

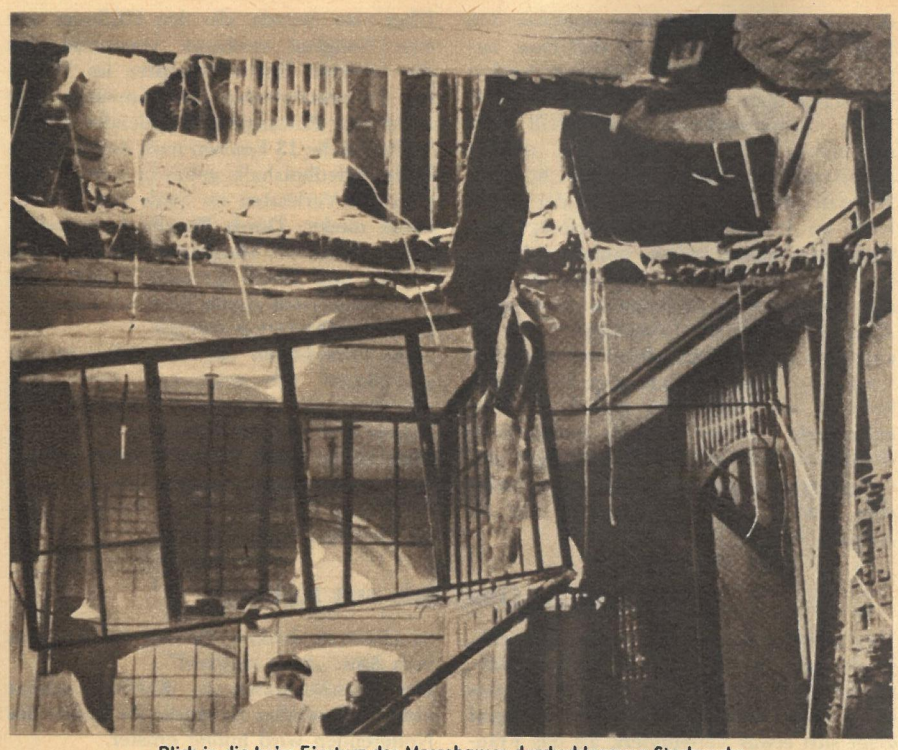
„Ich befand mich gegen 10 Uhr vormittags in den Redaktionsräumen des Mossehauses. Hier hörte man fortwährend das Rasseln der Schaufeln und den Lärm der Gerüstbauer. Plötzlich ertönt ein furchtbarer Krach, als ob ein riesiger Steinblock auf die Decke fiele. Das elektrische Licht geht aus, ein undurchdringlicher Kalkstaub wirbelt auf, und in höchster Erregung stürze ich zur Tür hinaus auf den Flur zur hinteren Eisentreppe. Hier kommen jammernde Frauen und Männer panikartig, staubbedeckt und mit entsetzten Gesichtern die Treppen von den oberen Stockwerken herunter. Einigen besonnenen Männern gelingt es, indem sie zur Ruhe ermahnen, weiteres Unheil durch Treten und Quetschen zu verhindern.

Noch weiß niemand, was geschehen ist, und über den Fabrikhof werden wir durch den in der Jerusalemer Straße befindlichen Ausgang auf die Straße geleitet. Eben rückt die Feuerwehr an, und die Menge beginnt sich zu stauen. Jetzt erst erfahre ich von anderen, unmittelbar dem Unglück entronnenen Menschen, daß ein Deckeneinsturz stattgefunden hat."

Wie war das möglich?

Die Bauleitung hatte, um zusätzlichen Arbeitslohn für Träger zu sparen, größere Mengen von Kies auf den Decken aufschütten lassen, stellenweise 70 Zentimeter hoch. Er lastete um so schwerer, als er sich infolge anhaltenden Regens in der letzten Zeit mit Nässe vollgesogen hatte. Überdies war, wie sich bei späteren Ermittlungen herausstellte, die eingestürzte Decke noch nicht einwandfrei abgebunden, das heißt, der Mörtel war noch nicht erhärtet.

So bahnte sich denn die viele Kubikmeter fassende Masse mit ungeheurer Gewalt und donnerähnlichem Getöse einen Weg durch das ganze Haus hindurch in die Tiefe. Sie durchschlug die Adreßbuchabteilung im vierten Stock, deren Angestellte sich nur zum Teil zu retten vermochten, die Buchhaltung im dritten, die Redaktionsräume im zweiten Stock, die Telefonzentrale, die Propagandaabteilung im Hochparterre.



Blick in die beim Einsturz des Mossehauses durchschlagenen Stockwerke

Die Wucht des Durchbruchs wurde noch dadurch verstärkt, daß zahlreiche Möbelstücke, besonders eiserne Schränke, mit in den Abgrund gerissen wurden.

Die Panik ist unbeschreiblich.

Hilfeschreie gellen aus den Trümmern. Die Männer des städtischen Rettungsamtes und der Feuerwehr, die mit sieben Zügen an der Unglücksstätte erscheint und sich nach und nach auf siebzehn Züge verstärkt, müssen fieberhaft Schutt beiseite räumen, um Lebendbegrabene zu befreien. Die im Zerstörungsschacht wie Streichhölzer gebrochenen, in der Luft schwebenden Eisenträger müssen sie anseilen, damit diese nicht ebenfalls noch abstürzen und Menschenleben vernichten. Und sie müssen auf der Hut sein, daß ihnen selbst nichts passiert; denn immer wieder lockern sich Gesteinsmassen und krachen abwärts, solange sie nicht sachgemäß abgestützt sind.

„Wie durch einen riesigen Fahrstuhlschacht kann man von unten durch alle Etagen bis zum Himmel sehen", berichtet unser Tageblattredakteur. „Über dem Kellergewölbe türmt sich die eingestürzte Masse an Balken, Eisenträgern und Gestein. Ganze Berge von Geschäftspapieren liegen vernichtet am Boden oder werden vom Wind davongetragen. Unzählige Hände sichten und versuchen, was irgendwie brauchbar und wertvoll erscheint, zu retten.

Am furchtbarsten ist das Bild der Verwüstung auf dem kleinen Hof im Erdgeschoß. Fünf bis sechs Meter hoch lagern dort Schutt, Eisenträger, große Stücke Mauerwerk, Schreibtische, Stühle, Bücher und Papiere."

Gegen ein Uhr nachmittags endlich sind die Rettungsarbeiten so weit gediehen, daß die meisten Feuerwehrzüge wieder abrücken können. Nur einige bautechnisch geschulte Mannschaften verbleiben am Platze, um den Rest der schwierigen Arbeit zu erledigen.

Dreizehn Tote sowie ein Mehrfaches an Schwer- und Leichtverletzten werden als Opfer des Einsturzes gezählt.

1926: Endstation Kegelbahn

Ich war damals noch ein vierzehnjähriger Gymnasiast, aber da ich ziemlich lange eine beschämende Angst vor Gewittern hatte, kann ich mich sehr genau an die von Blitz und Donner begleiteten Wolkenbrüche des Sommers 1926 erinnern.

Aus ganz Deutschland meldeten die Zeitungen schwerste Unwetter. Im Riesengebirge zerstörten sie Häuser und Brücken und vernichteten die Ernte; in Mitteldeutschland trieben sie die Flüsse über die Ufer, die alles überschwemmten; in Süddeutschland verwandelten sie Bäche in reißend zu Tal schäumende Ströme. Viele Menschen wurden von den entfesselten Naturkräften getötet.

Auch vor Berlin, das sonst immer verhältnismäßig unbeschadet davongekommen war, und seiner näheren Umgebung macht der Unwettertod nicht halt.

Als man am 4. Juli aus dem Schlaf erwachte, war der Himmel wolkenverhangen. Bald jedoch brachen Sonnenstrahlen hervor, die alle Trübseligkeit vergessen machten und die meisten Berliner Familien mit Sack und Pack ins Grüne lockten.

Gerappelt voll waren die Eisenbahnen und Dampfer; Hochbetrieb herrschte in Wäldern und an Gewässern, und die Lust zu leben wäre vollkommen gewesen, wenn dem wärmenden Sonnenschein nicht allzubald eine unerträgliche Schwüle gefolgt wäre. Besonders in östlichen und südöstlichen Vororten Berlins braute sich am Nachmittag furchterweckende Finsternis zusammen. Stunden hindurch rollten Donner über den Köpfen der Ausflügler, zuckten die Blitze. Gegen 7 Uhr entladen sich die Wetter mit unerhörter Gewalt.

In Woltersdorf bei Erkner, einem der beliebtesten Ausflugsziele der Berliner, prasseln derartige Unmengen Wasser vom Himmel, daß binnen kurzem sämtliche Obstgärten, Straßen und Sommerlokale überflutet sind. „Am Kranichsberg", so erzählt ein Bewohner des Ortes, „wurde eine Zufahrtsstraße in einer Länge von 150 Metern und einer Breite von drei Metern durch die Wasserfluten zwei Meter tief aufgerissen. In anderen Straßen Woltersdorfs wurden die Hochspannungsmasten durch entwurzelte Bäume zerstört. Es war, als sollte die Welt versinken."

Überall sieht man Menschen laufen und in den Siedlungshäusern Schutz suchen. Hunderte flüchten in das Restaurant „Zum Kranichsberg" und in die dort befindliche überdachte Kegelbahn.

Schätzungsweise 150 Personen, zumeist Frauen und Kinder aus dem Arbeiterviertel Berlins, drängen sich allein in der 40 bis 50 Meter langen, drei Meter breiten Kegelbahn zusammen. Weitere hinzueilende Personen finden keinen Unterschlupf mehr.

Lange Zeit wartet die Menge auf das Nachlassen des Unwetters, aber Petrus scheint erbarmungslos sämtliche Himmelsschleusen geöffnet zu haben. Ein Blitz jagt den anderen, mehrfach schlagen sie ein, bald in ein Haus, bald in ein Gehöft, bald in einen Baum.

Plötzlich Schreckensschreie und Hilferufe! Die Sirenen der freiwilligen Feuerwehr beginnen zu heulen. Am Kranichsberge haben die gewaltigen Wassermassen Erdreich gelockert. Steine, Geröll und Sand werden in die Tiefe gerissen und gegen

Fortsetzung Seite 14

die Mauern der am Abhang angrenzenden Kegelbahn geschleudert, so daß diese zusammenstürzt und die schutzsuchenden Ausflügler unter ihren Trümmern begräbt. Diese Unwetterkatastrophe stellt die schwerste dar, die Berlin seit nahezu anderthalb Jahrzehnten betroffen hat.

Beherzte Männer, die gegenüber der Kegelbahn im Lokal „Zum Kranichsberg" Zuflucht genommen haben, laufen trotz des Unwetters sofort zur Unglücksstelle, um den Verschütteten zu helfen so gut es geht. Auch zahlreiche Rotfrontkämpfer, die in einem anderen Ausflugslokal ein Sommervergnügen veranstalteten, eilen herbei und befreien eine Reihe der Opfer aus ihrer entsetzlichen Lage. Fast alle haben Knochenbrüche und innere Zerreißungen davongetragen; so manche Mutter, so manches Kind können die Genossen nur als Leichen bergen.

Über eine Stunde, die den Hilflosen wie eine Ewigkeit erscheint, verstreicht, bis die tapferen Rotfrontkämpfer im Verein mit Feuerwehrleuten und Sanitätern das schwierige Rettungswerk vollendet haben. Während die 13 Leichen nach der Woltersdorfer Friedhofshalle gebracht werden, legt man die Verletzten im Saale des Gartenlokals nieder. Durch Rundfunk herbeigerufene Ärzte der Umgegend bemühen sich um sie und lassen sie nach Anlegen von Verbänden nach Hause oder ins Krankenhaus zur Operation bringen.

„Das Fortschaffen der Verletzten ist mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft", schreiben die Zeitungen. „Am Bahnhof Erkner sind die Straßen, wie in Woltersdorf, völlig unter Wasser gesetzt, so daß die Krankentransportwagen nur auf stundenlangen Umwegen ihren Bestimmungsort erreichen können."

Dringendes Gespräch aus Koblenz

Vier Jahre nach diesem traurigen Ereignis, in der Nacht vom 22. zum 23. Juli 1930, schrillt in der Redaktion des Tageblattes das Telefon. Der diensthabende Stenograf zeigt sich etwas verwundert, als das Fräulein vom Amt ihm ein dringendes Gespräch aus Koblenz meldet.

Gewiß, er hat während der letzten Stunden eine ganze Reihe von Ferngesprächen aus Koblenz entgegengenommen und begeisterte Berichte vom Flaggenschmuck in der Stadt, von Musik und Hurrarufen, von Liedern, festlichen Umzügen, Spalieren, winkenden Menschen mitgeschrieben, daß der Bleistift nur so rauchte; denn das Rheinland ist, den Bestimmungen des Versailler Vertrages entsprechend, von französischen, belgischen und britischen Besatzungstruppen geräumt worden. Zehntausende von Deutschen aus allen Provinzen sind nach Koblenz gereist, um dem großen Staatsakt beizuwohnen. Aber hat er nicht schon den Abschlußbericht des zu den Feierlichkeiten entsandten Reporters mit der Schilderung des faszinierenden Feuerwerks erhalten? Was soll denn nun noch . . .

Er kommt gar nicht dazu, seine Gedanken zu Ende zu denken, da ruft das Fräulein vom Amt: „Bitte melden!"

Der Berichterstatter in Koblenz scheint nichts Erfreuliches zu sagen; die Miene des Notierenden wird immer ernster.

Von „Feuerwehrleuten" spricht der Kollege am anderen Ende der Leitung, von „Balken, Pontons, Angstgeschrei, Jammer", von einer „aufgeschreckten Stadt", von „Dunkelheit über tiefem Wasser", von einer „Nacht des Grauens".

„Ja" — „ja" — hört man den Stenografen nach einzelnen Sätzen vor sich hinmurmeln als Bestätigung dafür, daß er das Durchgesagte richtig verstanden habe. Dann hängt er den Hörer wieder auf. Starrt eine Weile reglos aufs Papier. Wie oft hat er Worte wie „Feuerwehr", „Polizei", „Rettungswagen", „Wiederbelebungsversuche" niedergeschrieben — sie umfassen jedesmal dasselbe, jedoch diesmal bedeuten sie ein besonders tragisches Schicksal.

Man möchte beinahe glauben, es sollte durch das Geschehene mit unerbittlicher Strenge darauf hingewiesen werden, wie wenig Anlaß zu derartigen Freudenkundgebungen für das deutsche Volk besteht angesichts der Opfer, die diese „Befreiung" gekostet hat. Der Versailler Vertrag war ja nicht von dem Bestreben diktiert worden, künftig alle Kriegsursachen auszuschalten, sondern um den imperialistischen Siegerstaaten durch empfindliche Schwächung des deutschen Konkurrenten territoriale sowie wirtschaftliche Vorteile zu sichern.

Trauer am Rhein

„Man kennt die gute Laune, das Drängen und Schieben, wenn Menschenmassen müde und sattgeschaut von einem Feste heimwärts ziehen", steht dann am nächsten Tag in der Zeitung. „Die Mütter ziehen ihre Kinder hinter sich her, die jungen Männer und Mädchen gehen eingehakt und glücklich, die jungen Burschen machen vergnügten Lärm, dazu ist es Nacht, ein Feuerwerk ist soeben ausgeglüht und ein wunderbares Fest zu Ende . . ."

Ein großer Teil der Zuschauer nimmt seinen Heimweg über eine Pontonbrücke, die von Koblenz nach dem Vorort Neuendorf über die Einfahrt zum Wintersicherheitshafen führt; die Entfernung von Ufer zu Ufer beträgt hier 35 Meter, die Pontons sind acht Meter lang, indessen der Holzsteg nur zwei Meter breit ist.

Gleich anfangs stauen sich die Massen infolge des außerordentlichen Gedränges. Kaum daß die ersten Heimkehrer die Brücke passiert und das jenseitige Ufer erreicht haben, da hört man Entsetzensschreie. Über das, was passiert ist, gibt ein Schüler folgende Darstellung:

„Ich hatte mich mit Bekannten über die Unglücksbrücke zum Neuendorfer Eck begeben, um von dort aus das Feuerwerk besser beobachten zu können. Die letzten Leuchtkugeln waren am nächtlichen Himmel versprüht. Mit mir drängten viele heimwärts über die schmale Brücke am Eingang des Sicherheitshafens. Ich befand mich in einem Schwarm freudvoll gestimmter Menschen auf der Brücke kurz vor dem Lützeler Ufer, als sie plötzlich mit lautem Gekrach und Getöse unter den dicht gedrängten Menschen zusammenbrach. Ich selbst stürzte in den an dieser Stelle besonders tiefen Nothafen. Gellende Hilferufe hallten über die dunkle Wasserfläche. In ihrer Todesangst klammerten sich die ins Wasser Gefallenen aneinander. Da ich nahe am Ufer war und bald festen Halt fand, gelang es mir, verschiedenen Menschen beizustehen. Die Dunkelheit erschwerte aber die gegenseitige Hilfeleistung. Die Schwere des Unglücks ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß sich die in den Fluten treibenden Menschen aneinanderklammerten und vielleicht auch die Brücke, die vollkommen umschlug, verschiedene Unglückliche erschlagen hat."

Man schätzt, daß etwa 100 Personen in das zur Zeit sechs Meter tiefe Wasser stürzten.

Der furchtbare Entsetzenslärm ruft natürlich sofort Polizisten, Ärzte, Rettungsmannschaften herbei. Auch aus der Menge beteiligen sich wackere Männer am Rettungswerk. Einer von ihnen, ein Oberpostschaffner, springt zehnmal in voller Uniform ins reißende Wasser und rettet zehn Frauen und Kinder vor dem Ertrinken.

Trotzdem gibt es 40 Tote, von denen zahlreiche nur unter großen Schwierigkeiten und nach stundenlangem Suchen geborgen werden können, weil das Unglücksgelände eine 70 Zentimeter hohe Schlammdecke aufweist.

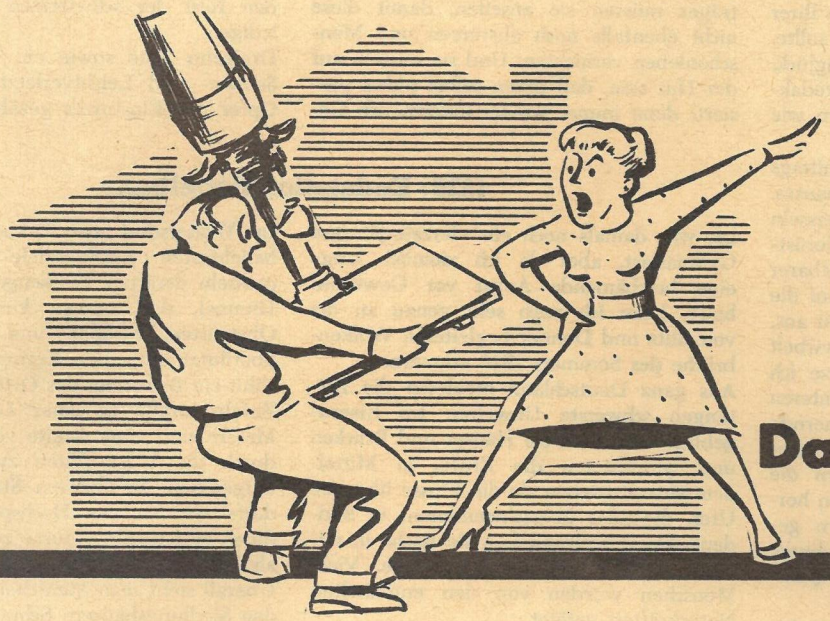
Die bei den Toten gefundenen Uhren sind auf 11 Uhr 15 Minuten stehengeblieben; es ist der Augenblick der einbrechenden Katastrophe.

Wie konnte es dazu kommen? Wer trägt die Schuld daran?

Die amtliche Erklärung versucht die Schuld „elementarischen Ereignissen" zuzuschieben, die durch „Verkettung unglücklicher Umstände" herbeigeführt worden wären, für die „niemand die Verantwortung" träfe.

„Aber diese Erklärung ist durchaus unbefriedigend!" stellt die öffentliche Meinung fest. Zwar hatten die Absperrmaßnahmen der Polizei, um das Volk in beträchtlicher Distanz vom Kraftwagen des Reichspräsidenten zu halten, glänzend funktioniert; die Überwachung des Verkehrs auf dem Festgelände, den Straßen und besonders über die Unglücksbrücke war jedoch vollkommen mangelhaft.

Fortsetzung folgt



MINIMAT

Das ist vorbei . .

denn

Mutti hat nun keinen Grund mehr, über einen großen, unförmigen Apparat zu „wettern".

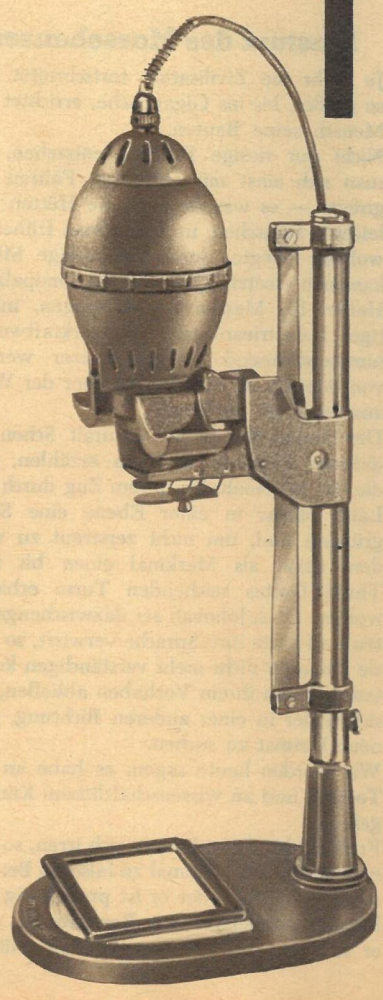
Das Kleinbildvergrößerungsgerät MINIMAT wird in einem modernen Koffer zweckmäßig aufbewahrt. Also – Unterbringungsmöglichkeit in jedem Heim.

Trotz geringer Größe ist aber alles drin!

Automatische Scharfeinstellung. Spezialvergrößerungsobjektiv „Alan" 55 mm mit Irisrastblende. Thermokühlung im doppelwandigen Lampenhaus. Grundplatte nur 22 × 31 cm! Vergrößerungskassetten von 6,5 × 9,5 bis 13 × 18 cm mit Permanentmagneten versehen. Werden auf der Grundplatte magnetisch festgehalten. Voraussetzungen für alle Ausschnittsvergrößerungen bis 7,5-fach linear gegeben.

Der MINIMAT stellt selbst anspruchsvolle Amateure zufrieden und ist bei seiner hohen Leistungsfähigkeit ein recht preisgünstiges Gerät.

MINIMAT komplett einschl. Vergrößerungs-
Kassette 7,4 × 10,5 . . . . . DM 121,—
Kassette 6,5 × 9,5 . . . . . DM 5,40
Kassette 10,5 × 14,8 . . . . . DM 7,—
Kassette 13 × 18 . . . . . DM 8,15
Koffer . . . . . DM 33,—



ASPECTA

VEB ASPECTA DRESDEN A 1

Lachen ist erlaubt!

Otto flüstert beim Tanz: „Ach, Fräulein Ilse, wenn Sie doch meine Empfindungen teilen könnten!"
„Wie bitte?" unterbricht ihn Ilse kühl. „Das bißchen auch noch teilen?"

„Meine Frau schwärmt sehr für Rohkost." — „Kann ich mir denken. Meine Frau kocht auch nicht gerne."

„Ich weiß nicht recht", meint der Gast zum Wirt, „in dem Gulasch fehlt irgend etwas."
„Ausgeschlossen", erwidert der Wirt, „da ist alles drin, was überhaupt in der Küche war."

Der dicke Gustav wird von einem Auto gerammt. „Unerhört", schimpft er, „konnten Sie nicht um mich herumfahren?"
„Das schon", meint der Fahrer, „aber ich wußte nicht, ob das Benzin reichen würde."

Am Sonntag nach Aschermittwoch kommt der Herr Pastor auf Timpe zu und sagt zur Verwunderung der ganzen Gemeinde: „So ist es recht, Herr Timpe! Es freut mich, daß Sie ein neues Leben beginnen wollen. Ich war sehr erfreut, als ich Sie Aschermittwoch in der Bußandacht gesehen habe."
„Aha!" murmelt Timpe, „da also war ich!"

„Sie haben ja schon wieder mit dem Schnapstrinken angefangen", tadelt der Arzt, „obwohl die Enthaltsamkeit Ihrer Schwerhörigkeit so gut bekommen war."
„Mag ja sein, Herr Doktor", meint der Patient, „aber alles, was ich seitdem gehört habe, war lange nicht so gut wie der Schnaps."

„Tiefes Atmen bringt die Bazillen zum Absterben", sagt der Arzt zu dem grippekranken Patienten.
„Sehr schön", meint der darauf, „aber wie bringe ich den Bazillen das tiefe Atmen bei?"

„Die neue Geflügelschere taugt aber auch gar nichts", klagt Frau Schimmelpfennig ihrem Mann. „Ich muß die Gans schon so rupfen, wie ich es von früher gewöhnt bin."

Krause kommt auf das Polizeirevier und meldet, daß seine Frau von einem Spaziergang nicht zurückgekehrt sei. „Wann verließ Ihre Frau das Haus?" fragt der Reviervorsteher. — „Vor etwa vier Wochen." — „Und das melden Sie erst jetzt?" — „Ich glaubte erst, es sei ein Traum!"

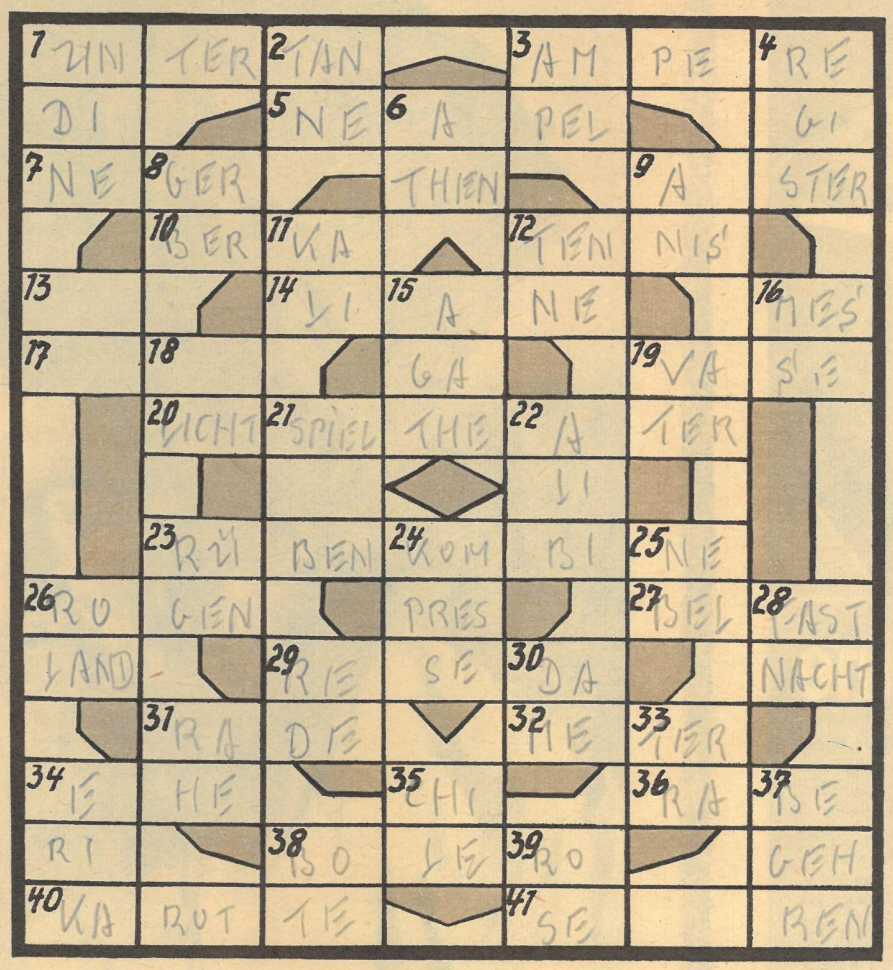
Sie saßen auf der Couch. Endlich fragte sie ihn: „Wollen wir ein wenig plaudern, Paul?" — „Gerne!" nickte er bereitwillig. „Du erlaubst doch, daß ich dabei die Zeitung lese?"

Georg gestand: „Wenn ich etwas Komisches sehe, muß ich unweigerlich lachen!" — „Ach", meint da anzüglich Annette, „da können Sie sich wohl gar nicht mehr selbst rasieren?"

Schon seit dem frühen Morgen herrschte bei Bertrams Sturm. Zum Mittagessen platzte die Bombe. Der Braten war angebrannt, und die Kartoffeln schmeckten wie Seife.
„Na, Liebling", fragte Frau Bertram ihren Mann scheinheilig, „so etwas Gutes hast du lange nicht gegessen, gelt?"
Das war ihm zuviel. In hohem Bogen warf er den Braten zum Fenster hinaus. Frau Bertram lächelte nur und — warf die Kartoffeln hinterher. „Was soll das?" rief Bertram verdutzt.
Sie lächelte noch immer und sagte: „Ich dachte, du wolltest heute im Garten essen."

Zwei weibliche Schnecken krochen einen Zaun hinauf. Eine sah sich dabei des öfteren um, dann flüsterte sie: „Dreh dich nicht um, meine Liebe, ein Herr folgt uns!" — „Oh", erschrak da die andere, „sitzt mein Haus auch gerade?"

Denken und Raten



Silbenrätsel

a an be burg burgh ce dant de del deln der der dicht din dog e e e eh ei el el el fel fer fi form ge ge ge i in kap kas kel ko kraut lan le lek len ler li lo na nan ne ne nei ni ni nie nie nie nil non now nu öl pferd ra re re ren rer ror sak schach schaum schie se sen sen spar stol stor tät ten to tra u wend wie won

Wir bilden 32 Wörter, deren erste und dritte Buchstaben bei richtiger Lösung, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben.

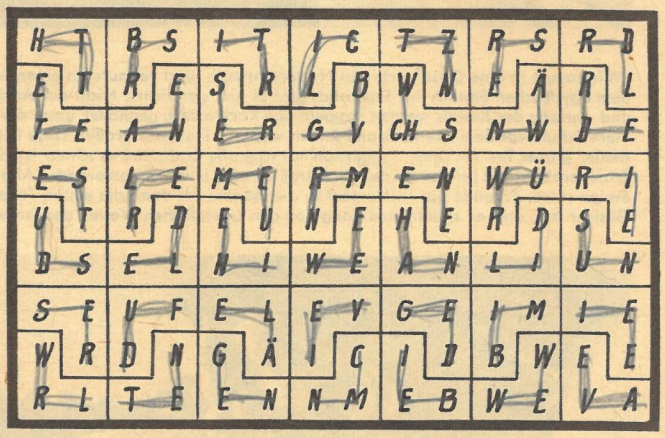
1. Frühlingsblume, 2. Zeitungsanzeige, 3. Geldinstitut, 4. Schweizer Dichter (1819—1890), „Der grüne Heinrich", 5. Faulschlammgestein, 6. südlichster Vorsprung Afrikas, 7. Rest, 8. Oper von Richard Strauß, 9. Gemeinde im Bezirk Frankfurt (Oder), Schiffshebewerk, 10. höchstes Entzücken, 11. Ureinwohner Spaniens, 12. Schweizer Stadt am Bodensee, 13. Hunderasse, 14. Großstadt in Schottland, 15. europäisches Königreich, 16. Teigware, 17. Dienstkleidung, 18. Metallschmucktechnik, 19. männliches Kleidungsstück, 20. sowjetischer Schriftsteller (geb. 1891), „Der Sturm", 21. Wirklichkeit, Tatsache, 22. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 23. Theaterleiter, 24. Sprachkunstwerk, 25. Muse der Liebesdichtung, 26. weiser Ratgeber, 27. Gebirge im Iran, 28. Teil eines Bergwerkes, 29. Dickhäuter, 30. altes Längenmaß, 31. inneres Organ, 32. norwegischer Polarforscher (1861—1930).

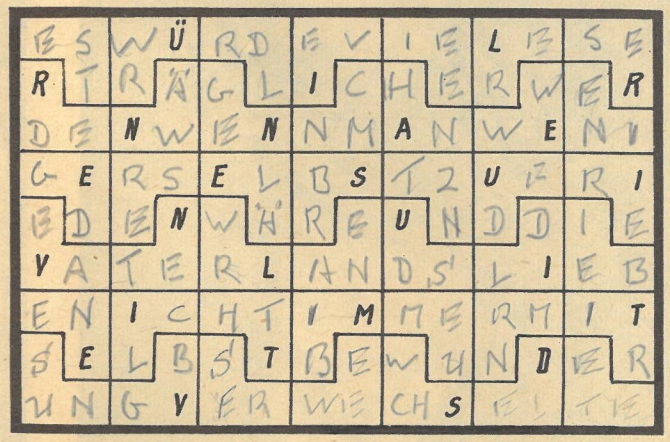
Verwandlung

Stell einer Vogelart „A" voraus,
so werden fleißige Hautflügler draus,
nun diesen das Gefrorne genommen,
so wirst du einen Gebetsschluß bekommen,
oder schüttle sie, gib ein „s" für ein „e" hinein,
so wird's eine Stadt auf Sizilien sein,
und erhält diese ein „g" statt des „a" als Fuß,
gibt's ein wertvolles Buntmetall zum Schluß.

Mosaikbaukasten

Die Mosaiksteine der linken Figur sind so in die rechte Figur einzubauen, daß die waagerechten Reihen einen Ausspruch von Gottfried Keller ergeben.





Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. früherer Leibeigener, 3. Maßeinheit der elektrischen Stromstärke, 5. italienische Hafenstadt, 7. Farbiger, 9. Herbstblume, 10. Stadt an der Ilm (Bezirk Erfurt), 12. Ballspiel, 14. Schlingpflanze, 17. Gefäßabdeckung, 19. Blumengefäß, 20. Kino, 23. landwirtschaftliche Maschine, 26. Fischeier, 27. Stadt in Nordirland, 29. Gartenblume, 31. Unkrautpflanze, 32. Maßeinheit, 34. Lebensbund, 36. Vogel, 38. Operette von Eberhard Schmidt, 40. Mohrrübe, 41. kleines Zeitmaß.
Senkrecht: 1. Oper von E. T. A. Hoffmann, 2. Nadelbaum, 3. Hängevase, 4. Verzeichnis, Liste, 6. europäische Hauptstadt, 8. Lederfacharbeiter, 9. Gewürz-, Arzneipflanze, 11. Düngemittel, 12. Scheunenfläche, 13. englische Hafenstadt, 15. weibliche Gestalt aus „Der Freischütz", 16. Warenschau, 18. Beleuchtungskörper an Fahrzeugen, 19. Verwandter, 21. Übungen am Theater, 22. Aufenthaltsnachweis, 23. größte deutsche Insel, 24. medizinischer Umschlag, 25. Naturerscheinung, 26. deutscher Sagenheld, Standbild vor dem Bremer Rathaus, 28. Tag der Karnevalszeit, 29. Ansprache, 30. Brettspiel, 31. Segelstange, 33. Erde (lateinisch), 34. Heidepflanze, 35. Staat in Südamerika, 37. leidenschaftliches Verlangen, 38. Sendling, 39. Blume.

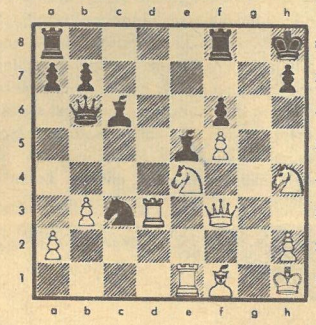
Notwehr beflügelt die Kräfte

Aljechin-Verteidigung

Weiß: Nimzowitsch — Schwarz: Aljechin

Semmering 1926

1. e4 Sf6 2. Sc3 d5 3. e5 Sfd7 4. f4 e6 (Hätte statt des f-B der d-B den Doppelschritt getan, wäre so Französisch entstanden.) 5. Sf3 c5 (Die Mitte soll Schwarz gehören.) 6. g3 Sc6 7. Lg2 Le7 8. 0-0 0-0 9. d3 Sb6 10. Se2 d4 11. g4 (Ein riskanter Zug und die Einleitung des Angriffs auf die Rochadestellung.) f6! 12. ef6 g×f6 13. Sg3 Sd5 14. De2 Ld6 15. Sh4 (Besser war Sh5 mit der chancenreichen Drohung f5. Weiß führt hier, wie auch später, den Angriff nicht konsequent durch.) Sce7 16. Ld2 (Besser Se4, um nach f5 17. Sg5 zu spielen.) Dc7 17. Df2 c4 18. d×c4 Se3 (Aljechin versucht sich in der Mitte durchzusetzen.) 19. L×e3 d×e3 20. Df3 (Natürlich darf auch jetzt der Bauer nicht geschlagen werden.) D×c4 21. Se4 Lc7 22. b3 (Eine starke Fortsetzung war g5, falls darauf f×g5, so 23. S×g5 T×f4 24. Dh5 und gewinnt.) Dd4 23. c3 Db6 24. Kh1 Sd5 25. f5? (Dg3! oder g5!) Sf4 26. Tfd1 Kh8 27. Lf1 e×f5 28. g×f5 Le5 29. Te1? (Gibt Lc8 frei.) Ld7 30. T×e3 Lc6 31. Tae1 Sd5 32. Td3 S×c3!?



(Eine Kombination mit einem Loch. Es droht L×e4. Auf T×c3 L×c3 34. D×c3 würde Schwarz mit Df2! auf Gewinn spielen.) 33. Sg6†! (Ein schönes Opfer, allerdings auch eine Rettung aus großer Not.) h×g6 34. Dg4! (Diesen Zug hatte Aljechin nicht erwartet. Er hatte berechnet: 34. f×g6 Kg7 35. Dh3 Th8 36. Td7† L×d7 37. D×d7† K×g6 mit Mattdrohung auf h2.) Tf7 (Tg8 bietet auch keine genügende Verteidigung: 35. f×g6 Kg7 36. Td7† L×d7 37. D×d7† K×g6 38. Ld3) 35. Th3† Kg7 36. Lc4 Ld5 37. f×g6 S×e4 38. g×f7† Kf8 39. T×e4 L×e4† 40. D×e4 Ke7 41. f8D† T×f8 42. Dd5 Dd6 (Wenn Dc6, so Th7† nebst Lb5.) 43. D×b7† Kd8 44. Td3 Ld4 45. De4 Te8 46. T×d4 Aufgegeben.

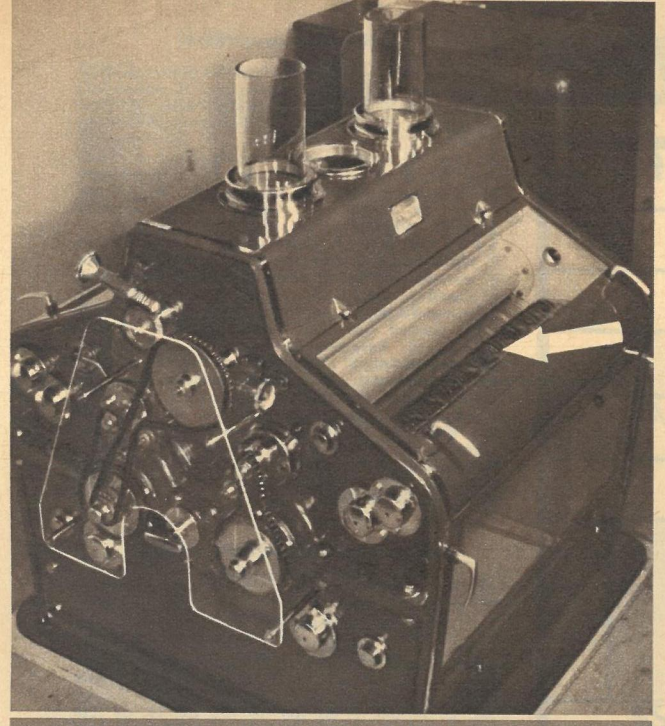
RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 7

Bilderrätsel. 1. Flachs, 2. Lupine, 3. Elster, 4. Dackel, 5. Eichel, 6. Reuter, 7. Marder, 8. Achard, 9. Uranus, 10. Stiege. — Senkrecht: Fledermaus.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Zweig, 5. Pieck, 8. Rollo, 9. Nizza, 10. Stern, 11. Blase, 14. Elle, 17. Steg, 19. Rarität, 20. Nuri, 21. Elfe, 22. Kalinin, 23. Saba, 25. Orla, 28. Miere, 31. Sauna, 32. Insel, 33. Nobel, 34. Meran, 35. Einer. — Senkrecht: 1. Zange, 2. Etzel, 3. Grab, 4. Elbo, 5. Pose, 6. Ebert, 7. König, 12. Lorelei, 13. Suttner, 15. Leuna, 16. Erika, 17. Steno, 18. Effel, 23. Sesam, 24. Bauer, 26. Rasin, 27. Aller, 28. Mann, 29. Eibe, 30. Eile.

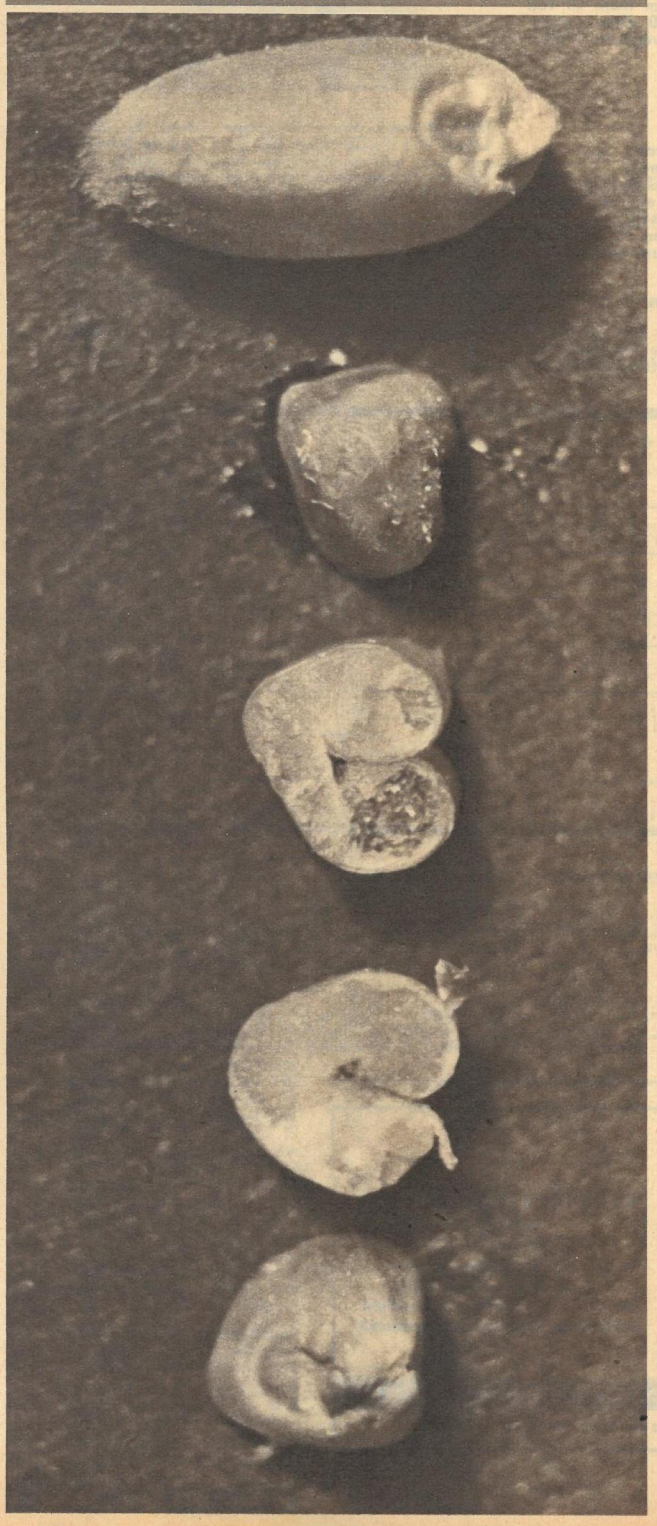
Silbenrätsel. 1. Insulin, 2. China, 3. Huchen, 4. Gehalt, 5. Lawine, 6. Agitation, 7. Urlaub, 8. Bulgarien, 9. Eisbahn, 10. Arithmetik, 11. Niederlande, 12. Deichsel, 13. Innsbruck, 14. Erde, 15. Veilchen, 16. Elevator, 17. Ruhla, 18. Examen, 19. Donner, 20. Endspurt, 21. Loden, 22. Ufer, 23. Norwegen, 24. Gemse, 25. Etüde, 26. Interesse, 27. Notar, 28. Ebene, 29. Sarabande, 30. Voltaire, 31. Oder, 32. Lagerlöf, 33. Kiemen, 34. Eintrag. — „Ich glaube an die Veredelung eines Volkes, ich will sie in die Hand der Mütter legen!"

Tauschrätsel. Hemd — Kant — Tuer — Alge — Beil — Ober — Geld — Bern — Toto — Edda — Kies — Stiel — Bube — Arie — Muse. — Emanuel Geibel, „Der Tod des Tiberius".



Messer statt Steine

Neue Wege öffnen sich der gesamten Mühlenindustrie. Unser ungarischer Mitarbeiter László Rózsa stellte uns das erste Material über eine von dem Wissenschaftler Paul Rajkai entwickelte Maschine zur Zerteilung von Weizenkörnern zur Verfügung. In dem bisher üblichen Verfahren wurden die Getreidekörner zwischen Steinen gebrochen. Diese Stücke waren nicht gleich groß. Die neuentwickelte Maschine (oben) schneidet das Korn in vier gleiche Teile (unten). Zu diesem Zweck sind mehrere hundert Rundmesser eingebaut (Pfeil). Die Enden der Körner werden von den Mittelstücken mechanisch getrennt. Das Ergebnis: 10 bis 20 Prozent mehr Weißmehl, weniger Maschinen, Verbilligung des Mahlprozesses. Die Leistung der neuen Anlage beträgt etwa 15 Doppelzentner Getreide in der Stunde. In Budapest stellen sich bereits Mühlen auf dieses Verfahren um. Der obengenannte ungarische Konstrukteur wurde für seine umwälzende Neuerung, die auch unserer Mühlenindustrie neue Perspektiven zeigt, mit dem Kossuth-Preis ausgezeichnet



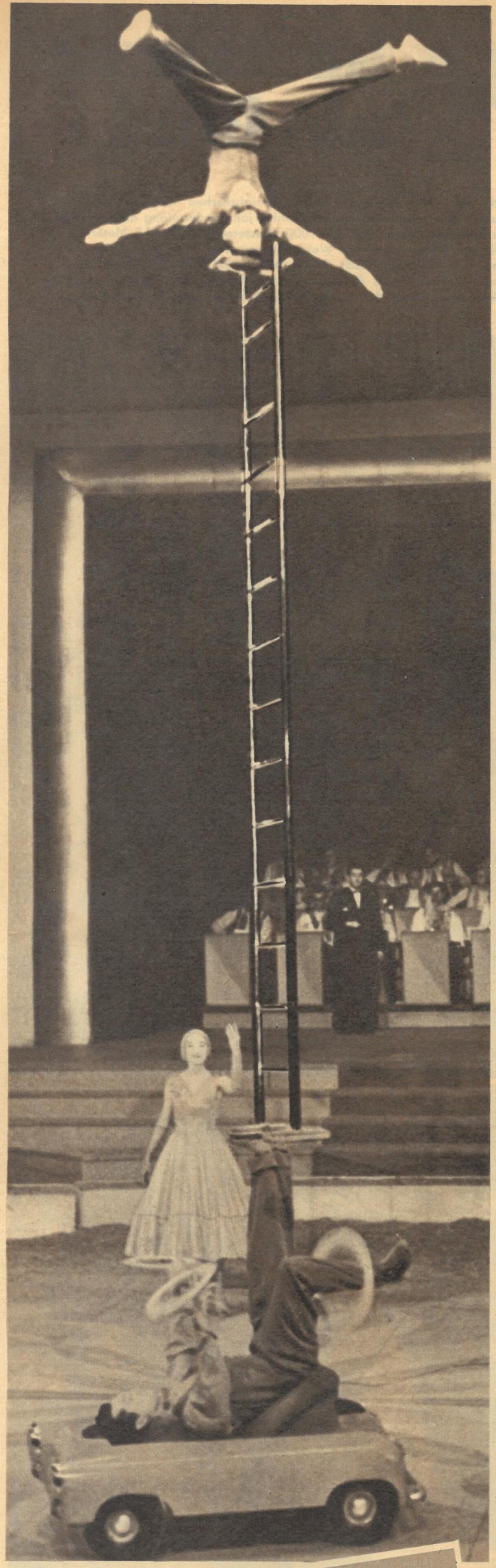
„Wir kamen in eine Oase", schreibt N. Boronowski, „und vermuteten einen Palmenhain. Hier gibt es aber keine Palmen, obwohl das Klima dem ägyptischen ähnlich ist. Eigentlich gibt es hier gar nichts. Nicht ein einziges Bäumchen, besser gesagt, noch nicht, denn an den Oasen und entlang des Kanals werden Pappeln und Korkrüstern gepflanzt, unter deren schattenspendenden Wipfeln später einmal Menschen und Tiere Schutz vor dem Sonnenbrand finden werden. Trotz der großen Hitze behaupten die Hirten, daß das erfrischendste Getränk der Welt heißer grüner Tee sei. Diese Suggestion hat so große Kraft, daß es schwer ist, dem zu widersprechen, wenn man selbst einmal den duftenden Trank probiert hat (unten). In der Oase traf ich auch jenen imponierenden Alten (oben). Doch er wollte nicht spielen. Schließlich drückten ihm einige seiner Freunde das Instrument in die Hände. Als dann die ersten Töne dieser für uns exotischen Musik erklangen, heiterte sich sein Gesicht auf, und er spielte und sang von den unendlichen Weiten des ‚schwarzen Sandes', wie Kara-Kum ins Deutsche übersetzt heißt."

Wasser kostbarer als Gold

„Wir fahren inmitten von Staubwolken durch die Kara-Kum. Von oben brennt unbarmherzig die Sonne, von unten strahlt mörderisch der glühende Sand. Durch die vordere, geöffnete Scheibe unseres Wagens dringt ein verdorrender Hauch herein. In den Kanistern gluckert das Wasser, und uns zu Füßen rollt eine Melone. Ach, Melone, du unersetzbare Frucht! Deinen kühlen Saft lernt man erst hier richtig schätzen." So berichtet der Bildreporter der polnischen Illustrierten „Panorama", Norbert Boronowski, für „Zeit im Bild" aus den unendlichen Weiten der Wüste Kara-Kum. Diese Sand- und Kieswüste, die fast dreimal so groß wie unsere Deutsche Demokratische Republik ist, bedeckt weite Teile der Turkmenischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Mit der Bewässerung dieses unter den sengenden Sonnenstrahlen jahrhundertelang ausgedorrten Landstriches begannen die Sowjetmenschen 1954. Ein 1000 Kilometer langer und 5 Meter tiefer Kanal wird künftig 5 Millionen Hektar Acker- und Weideland mit dem begehrten kühlen Naß laben und dort, wo bisher nur Dornengebüsch, Wermutkraut und hartes Gras wuchsen, feinfaserige Baumwolle, Jute, Weizen, Wein, Aprikosen und Zuckermelonen gedeihen lassen. Wie sagen doch die Turkmenen: „Nicht der Boden bringt Früchte, sondern das Wasser."

Seit 1954 gehören Bulldozer, Schrapper und Bagger genauso wie die großen Kamel- und Karakulschafherden zum Gesicht der Kara-Kum. Binnen kurzer Zeit waren die ersten Kilometer des Kanals gegraben, das Wasser des Amu-Darja floß in die Wüste, und mit ihm kamen zahlreiche Fische, in Gebiete, wo früher der Wind mit dem Sand spielte, ihn von Dünen abtrug und anderswo, gewaltigen Schneewehen gleich, auftürmte. Der Sowjetmensch verändert die Natur, aus Wüste macht er blühende Gärten, und Aschchabad, die Hauptstadt Turkmeniens, einst umgeben von Sand, wird Hafenstadt

Nach wie vor bleibt zunächst in weiten Gebieten der Kara-Kum Wasser eine Flüssigkeit, die teurer als Gold ist. An den Brunnen werden die Behälter gefüllt und mit Kamelen in die Wüste getragen (unten), wo das Wasser die Viehherden tränkt. Besonders genügsame Tiere sind neben den Kamelen die Karakulschafe, sie geben Wolle, Fleisch und die Lämmer den begehrten Persianerpelz. Rechts: Schafschur bei 40 Grad Hitze

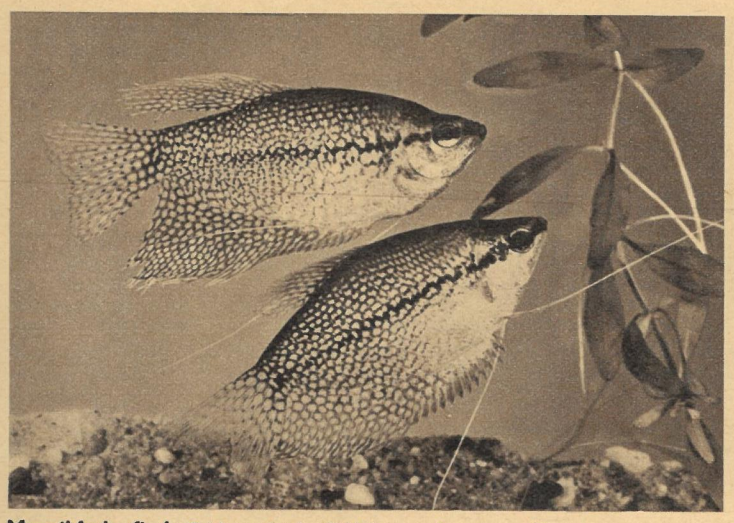


Manege, Magier Motoren

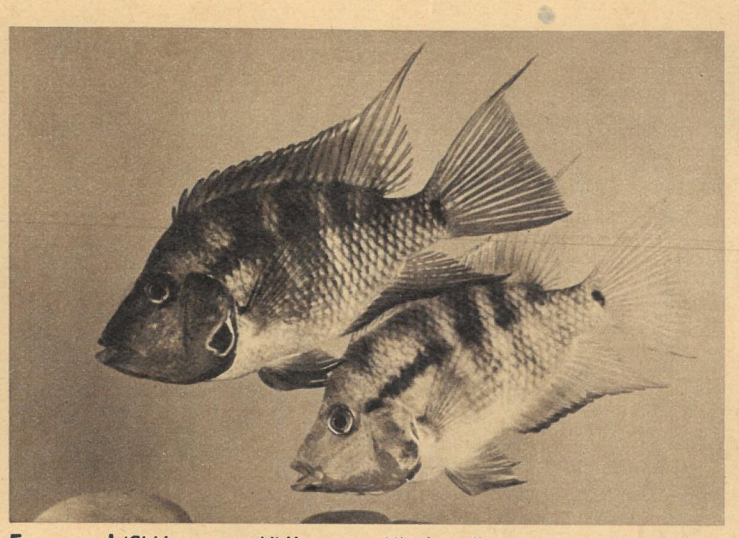
Ob es das Trio Caslan mit dem Motorrad, die vier Jungoves mit dem Kleinstauto oder das Duo Mastacan mit einem Flugzeug sind, die rumänischen Künstler zeigen ihre hervorragenden artistischen Arbeiten irgendwie motorisiert. Das Gastspiel des Rumänischen Staatszirkus in Leipzig findet unter dem Motto „Deutsch-Rumänische Zirkusfestspiele" statt und ist der Gegenbesuch der Rumänen zum vorjährigen, äußerst erfolgreichen Gastspiel des Zirkus Aeros in Bukarest. Der Staatszirkus zeigt in seinem Programm vorwiegend Artistik, tollkühne Luftakrobatik, Leiterbalancen, temperamentvolle, einmalige Kombinationen auf dem Schleuderbrett. Große Freude machte der Zauberkünstler Ferini (unser Titelbild) mit verblüffenden Manipulationen, aber geradezu jubelnd wird stets Andru Koska mit drei drolligen Schimpansen begrüßt. Unmöglich, hier die vielen Nummern aufzuzählen oder im einzelnen würdigen zu können. Ein Programm artistischer Höchstleistungen, ein Freundschaftsbesuch und ein genußreicher Abend für den Zuschauer

Fotos Buschmann / Text Smolny

Im Betriebsklub der Prager Tatra-Waggonbauwerke bildeten die Aquarienbesitzer eine Interessengemeinschaft. Ihre Beobachtungen teilen sie heute anderen Züchtern und Liebhabern in einer einzigartigen Ausstellung mit. Zwischen 30 verschiedenen Pflanzen leben hier in 138 Aquarien mit je etwa 100 Liter Wassergehalt 160 Fischarten. Der Besucher glaubt in einer anderen Welt zu sein — unter einem Seespiegel und trotzdem trocken geblieben. Befreundete Aquarianer aus der Deutschen Demokratischen Republik, zu denen — ebenso wie zu Züchtern in der Volksrepublik Ungarn, in Holland und Schweden — rege Beziehungen bestehen, haben die Prager Freunde unterstützt. Schönheit und Reichtum der Ausstellung sprachen sich wie ein Lauffeuer in der Tschechoslowakischen Republik herum; an Sonntagen zählt man mehr als 800 Besucher



Mosaikfadenfisch (Trichogaster leeri) Malaya — Sumatra — Borneo

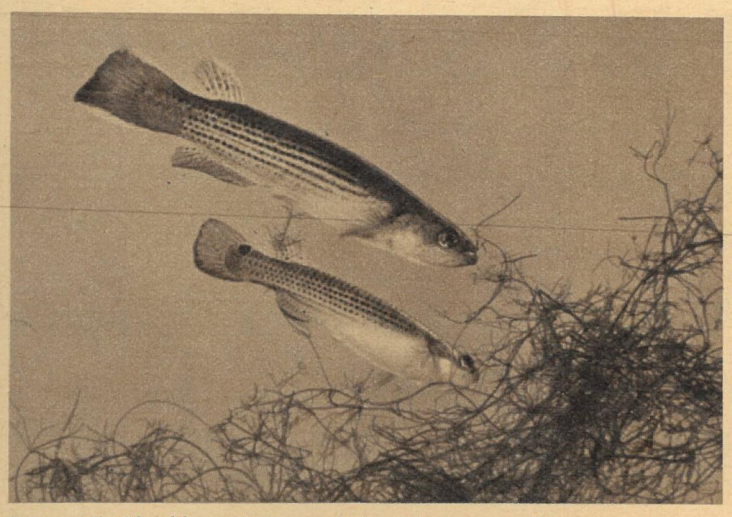


Feuermaul (Cichlasoma meeki) Yucatan — Mittelamerika

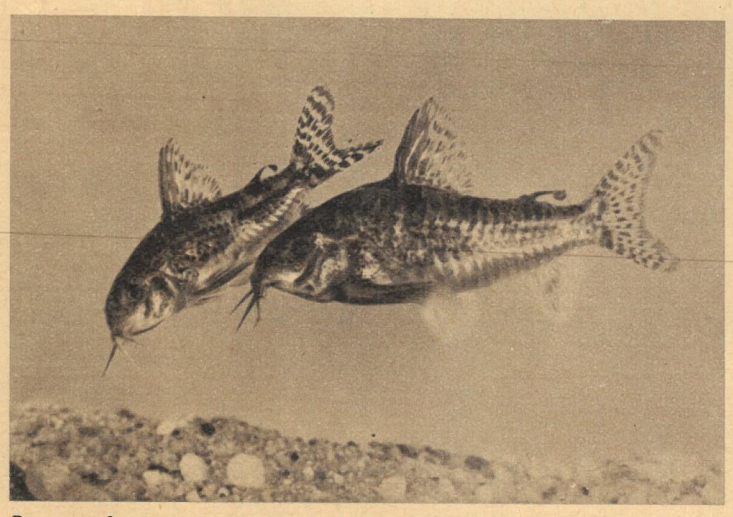
Exotischer Zauber

300 000 Liebhaber widmen sich in der ČSR der Zucht und Haltung seltener Fische. Allein in Prag zählt man 45 000 Besitzer einer Märchenwelt en miniature. Sehnsucht nach exotischem Zauber und Liebe zur Natur veranlaßten sie, einen Teil der tropischen und subtropischen Schätze zu erwerben, um das geheimnisvolle Leben dieser Tierwelt zu erforschen und sich an ihm zu erfreuen.

Fotos
Miloslav Kocar



Schwanzfleckbachling (Rivulus urophtalmus) Amazonas — Guayana



Panzerwels (Corydoras paleatus) La Plata — Brasilien

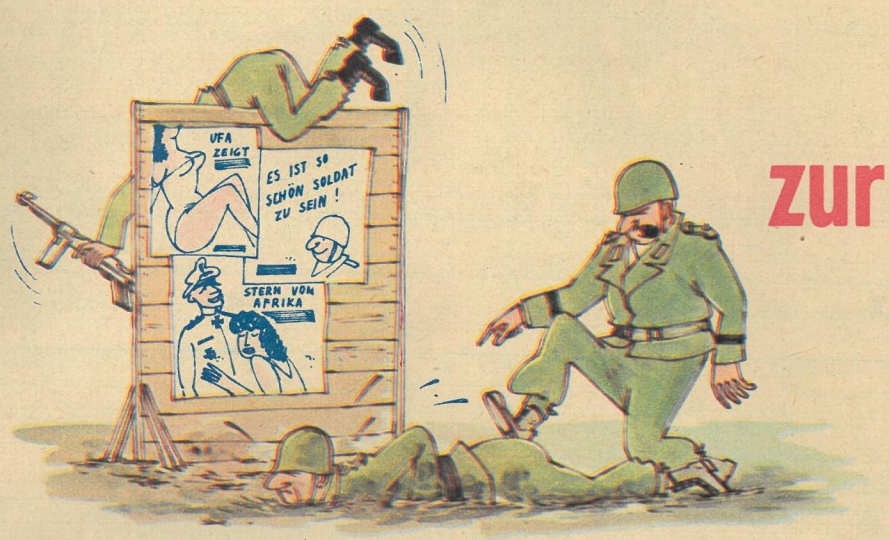
Rund ist die Welt - bunt ist die Welt

Jahrgang 39 kommt zur Bundeswehr

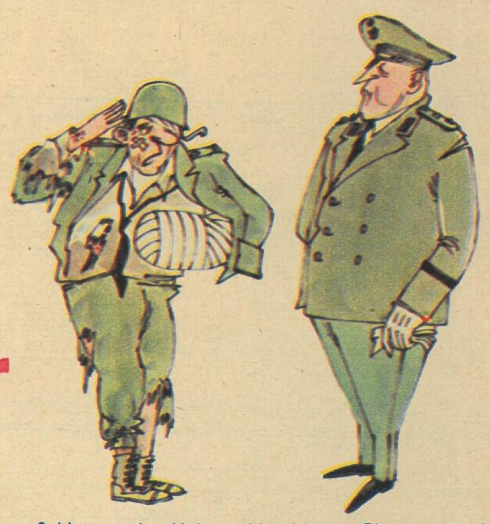
VON RUDI RIEBE

„Zivilist müßte man sein, dann könnte man sich einiges erlauben!"

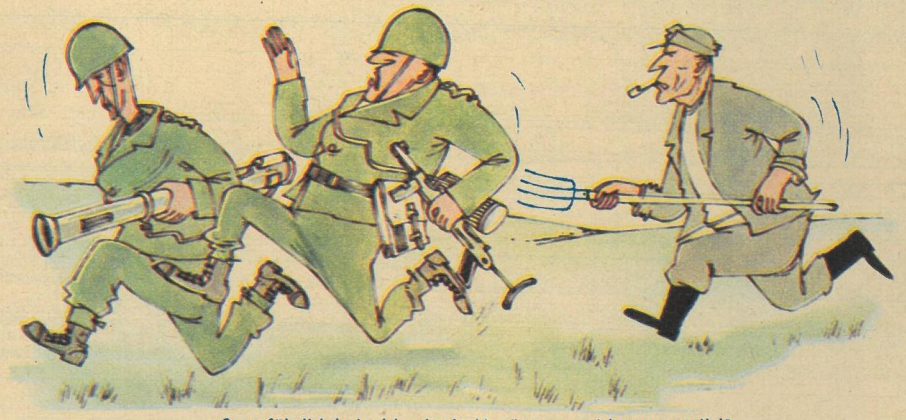
„Aus der Zone?" „Jawohl!" „Kavau!"



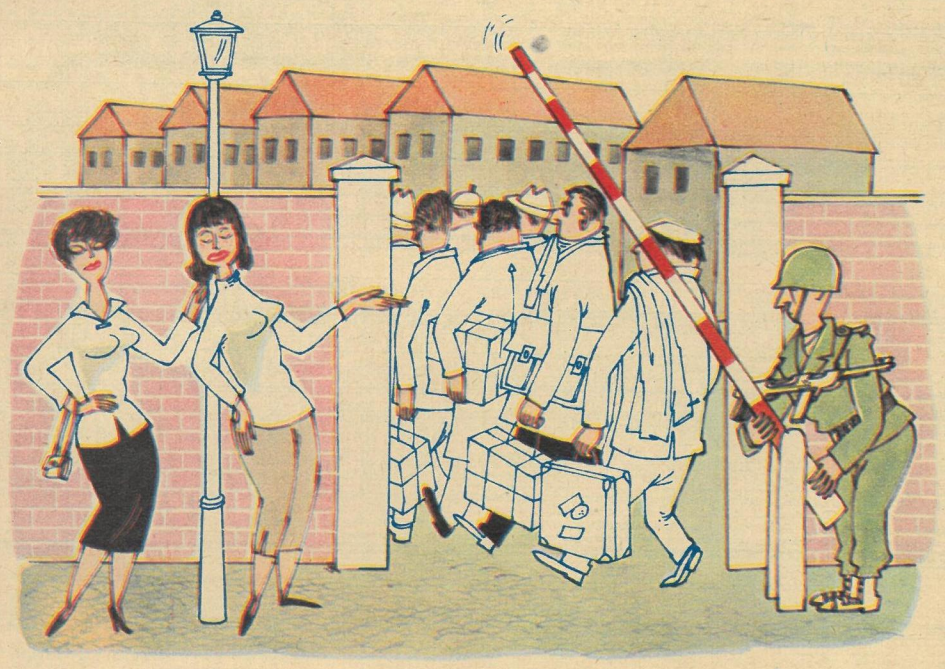
„Ihr sollt meine Ausbildungsmethode gründlich kennenlernen!"



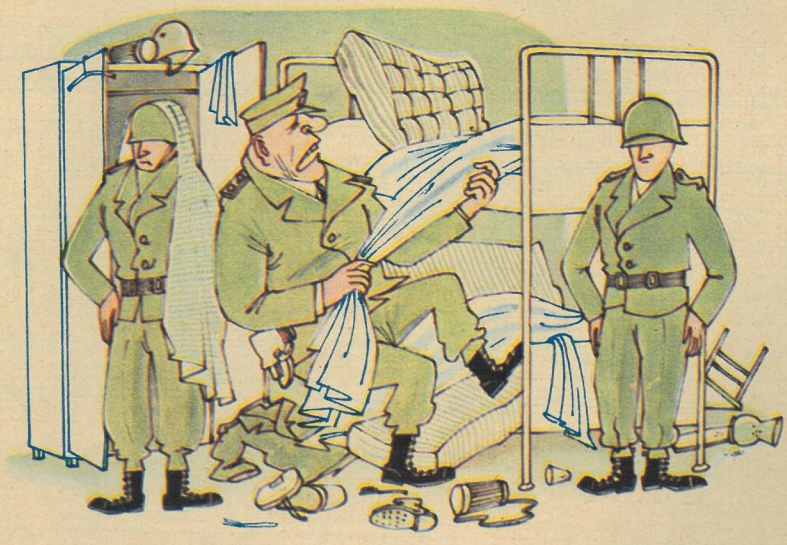
„Soldatenwerber Maier meldet sich vom Einsatz zurück!"



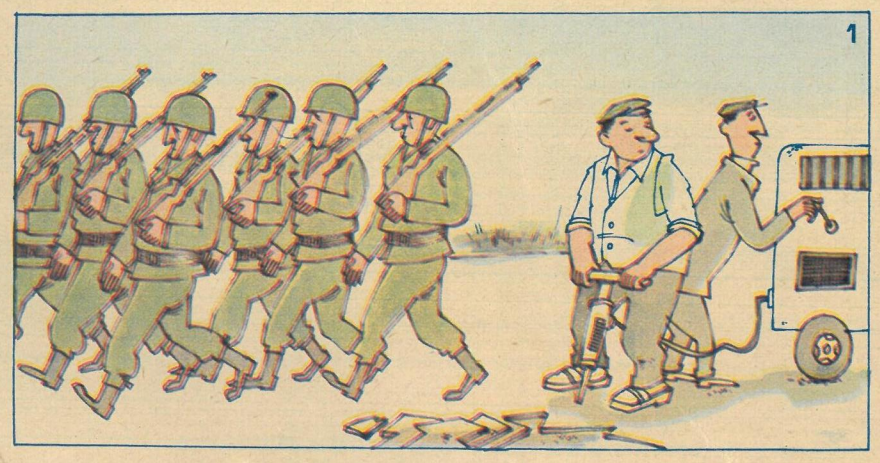
„So gefährlich habe ich mir ein Manöver gar nicht vorgestellt!"

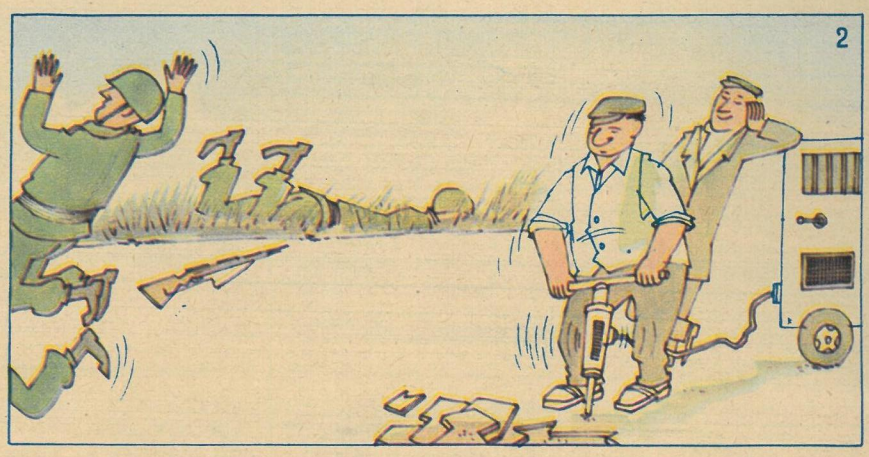


„Das wird eine Hochkonjunktur!"



„Euch werde ich zeigen, was Ordnung heißt!"





Ohne Worte